



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postzuschlag 3 M. 75.
Verleger: Ernst Schäfer in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Die Platte Drusus in graphologischem Lichte, von F. Meier. — Eine Reichstagsführung, von Richard Nordhagen. — Die Jungferntour, Roman von Gertraud Strauß-Schierstein (Fortsetzung). — In den Wärmewalden, von Althea Rati, II. Episode. — In unsern Wäldern. — Adorier-Nachman, der Herr von Röhmslein. — Das schwarze Klammlein.

Vollständig. — Rätsel. — General Hans von Schachtmeister. — Schachbrettschach. — Utteratar. — Die Waise. — **Abbildungen:** Holzleierin, nach dem Gemälde von Augusto Corbelli. — Eine Sitzung des Reichstages, Originalzeichnung von Emma Zittel. — Die Leier. Originalzeichnung von Theodor Jahn. — Moderner Zuercher. Originalzeichnung von Johann Baptist Fritsch. — Zucht, verändertes Bild an-

nehmend. Originalzeichnung von J. Schützberger. — In den Wärmewäldern, 8 Abbildungen. — Adorier-Nachman, der Herr von Röhmslein. — Der Emir von Röhmslein aus sein Dorf bei der Winterpalast zu Kabul. — Das Jüt und Jüt. Das schwarze Klammlein. Vollständig, von Modellen nach Zeichnungen der Kaiserlich-Preussischen Akademie in Berlin. — General Hans von Schachtmeister.

Stechlin.

Roman
von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Sehen vier war man von dem Auszuge zurück und hielt wieder vor dem „Prinzregenten“, auf einem mit alten Bäumen besetzten Platz, der wegen seiner Dreiecksform schon von alter Zeit her den Namen „Triangelplatz“ führte. Die Wahlergebnisse lagen noch keineswegs sicher vor; es ließ sich aber schon ziemlich deutlich erkennen, daß viele Fortschrittlerstimmen auf den sozialdemokratischen Kandidaten, Feilenhauer Torgelow, übergehen würden, der, trotzdem er nicht persönlich zugegen war, die kleinen Leute hinter sich hatte. Hunderte seiner Parteigenossen standen in Gruppen auf dem Triangelplatz umher und unterhielten sich lachend über die Wahlreden, die während der letzten Tage teils in Rheinsberg und Busch, teils auf dem platten Lande von Rednern der gegnerischen Parteien gehalten worden waren. Einer der mit unter den Bäumen Stehenden, ein Antimus Torgelows, war der Drechslergefelle Söderkopp, der sich schon lediglich in seiner Eigenschaft als Drechslergefelle eines großen Ansehens erfreute. Jeder dachte: der kann auch nochmal Bebel werden. „Warum nicht? Bebel ist alt, und dann haben wir den.“ Aber Söderkopp verhand es auch wirklich, die Leute zu packen. Am schärfsten ging er gegen Wundermann vor. „Ja, dieser Wundermann, den kenn' ich. Prettschneider und Brienfilou; jeder Groschen ist zusammengesobbert. Sieben Mühlen hat er, aber bloß zwei Lebensarten, und der Fortschritt ist abwechselnd die ‚Vorfucht‘ und dann wieder



Holzleierin.

Nach dem Gemälde von Augusto Corbelli.

der ‚Vater‘ der Sozialdemokratie. Vielleicht stammen wir auch noch von Wundermann selbst. So einer bringt alles fertig.“

Unde, während Söderkopp so sprach, war von Baum zu Baum immer näher gerückt und machte seine Notizen. In weiterer Entfernung stand Bytzer, schmunzelnd und sichtlich verwundert, was Unde wieder alles anzuschreiben habe.

Boterkes Verwunderung über das „Aufschreiben“ war berechtigt, aber sie war es um ein gut Teil weniger gewesen, wenn sich Undes ansehender Dienstleister statt dem Sozialdemokraten Torgelow lieber einer nebensüßenden Gruppe zugewandt hätte. Hier plauderten nämlich mehrere „Stanzschaltende“ von dem mutmaßlichen Ausgang der Wahl, und daß es mit dem Siege des alten Stechlin von Minute zu Minute schlechter stünde. Besonders die Rheinsberger schienen den Ausschlag zu seinen Ungunsten geben zu sollen.

„Voll der Teufel das ganze Rheinsberg!“ verfluchte sich ein alter Herr von Kraatz, dessen roter Kopf, während er so sprach, immer röter wurde. „Dies lebende Vieh! Wie bringen ihn wahr und wahrhaftig nicht durch, unfern guten alten Stechlin. Und was das sagen will, das wissen wir. Wer gegen uns stimmt, stimmt auch gegen den König. Das ist all eins. Das ist das, was man jetzt solidarisch nennt.“

„Ja, Kraatz.“ nahm Molchow, an den sich diese Rede vorzugsweise gerichtet hatte, das Wort, „nennen Sie's, wie Sie wollen, solidarisch oder nicht; das eine sagt nichts, und das andre sagt auch nichts. Aber mit Ihrem Wort über Rheinsberg, da haben Sie's freilich getroffen. Aufmunterung war hier immer zu Hause, von Anfang

an. Erst frontierte Frig gegen seinen Vater, dann frontierte Heinrich gegen seinen Bruder, und zuletzt frontierte August, unser alter forcher Prinz August, den manche von uns ja noch gut gekannt haben, ich sage: frontierte unser alter August gegen die Moral. Und das war natürlich das Schlimmste. (Zustimmung und Heiterkeit.) Und bestraft sich zuletzt auch immer. Denn wissen Sie denn, meine Herren, wie's Augusten erging, als er in den Himmel wollte?"

„Nein. Wie war es denn, Molchow?"

„Nun, er mußte da wohl 'ne halbe Stunde warten, und als er zuletzt mit 'nem Panschauer gegen Petrus rausfahren wollte, da sagte ihm der Feld der Kirche: „Königliche Hoheit, halten zu Gnaden, aber es ging nicht anders; ich habe die eifrigsten Jungfrauen erst in Siderheit bringen müssen.“

„Stimmt, stimmt,“ sagte Kraas. „So war der Alte. Der reine Denkselber. Aber schneidig. Und ein richtiger Prinz. Und dann, meine Herren, — ja, da mein Gott, wenn man nu mal Prinz is, irgend was muß man doch von der Sache haben...“ Und so viel weiß ich, wenn ich Prinz wäre...“

XX.

Am sechs stand das Wahleresultat so gut wie fest; einige Meldungen fehlten noch, aber das war aus Drißhaffen, die mit ihren paar Stimmen nichts mehr ändern konnten. Es lag zu Tage, daß die Sozialdemokraten einen beinahe glänzenden Sieg davon getragen hatten; der alte Stechlin stand weit zurück, staunenreich aus Gransee nach weiter. Im ganzen aber ließen beide besiegte Parteien dies ruhig über sich ergehen; bei den Freisinnigen war wenig, bei den Konservativen gar nichts von Versimmung zu merken. Dubslaw nahm es ganz von der heiteren Seite, seine Parteigenossen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: „Siegen ist gut, aber zu Tische gehen ist noch besser.“ Und in der That, genesen mußte werden. Alles lehnte sich danach, bei Forellen und einem guten Chablis die langweilige Prozedur zu vergessen. Und war man erst mit den Forellen fertig, und dämmerte der Nachdruck am Horizont herauf, so war auch der Sekt in Sicht. Im „Prinz-Regenten“ hielt man auf eine gute Marke.

Durch den oberen Saal hin zog sich die Tafel: der Mehrzahl nach Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, aber auch Gerichtsräte, die so glücklich waren, den „Sauptmann in der Reserve“ mit auf ihre Karte legen zu können. In diesem Gros d'Armee gestellten sich Forst- und Steuerbeamte, Rentmeister, Prediger und Gymnasiallehrer. An der Spitze dieser stand Rektor Thormeyer aus Rheinsberg, der große, vorstehende Augen, ein mächtiges Doppellinn, noch mächtiger als Kotelet, und außerdem ein Menonnie wegen seiner Gesichtszüge. Daß er nebenher auch ein in der Walle gefärbter Konservativer war, versteht sich von selbst. Er hatte, was aber schon Jahrzehnte zurücklag, den großartigen Gedanken gefaßt und verwirklicht: die ostelbischen Provinzen, da, wo sie strankelten, durch Gustav Kühnste Bilderbogen auf den richtigen Pfad zurückzuführen, und war dafür dekoriert worden. Es hieß denn auch von ihm, „er gälte was nach oben hin“, was aber nicht recht zutrifft. Man kannte ihn „oben“ ganz gut.

Am halb sieben (Lichter und Kronleuchter brannten bereits) war man unter den Mägen des Tannhäusermarktes die nie und da schon ausgelaufene Treppe hinaufgeklommen. Unmittelbar vorher hatte noch ein Schwanken wegen des Präsidiums bei Tafel stattgefunden. Einige waren für Dubslaw gewesen, weil man sich von ihm etwas Interessantes versprach, auch speziell mit Rücksicht auf die Situation. Aber die Majorität hatte doch schließlich Dubslaws Vorschlag als ganz unbedenklich abgelehnt, da der Edle Herr von Alten-Frieslad, trotz seiner hohen Jahre, mit zur Wahl gekommen war; der Edle Herr von Alten-Frieslad sei doch nun mal — und von einem gewissen Standpunkt aus auch mit volstem Recht — der Stolz der Grafschaft, überhaupt ein Mann, und ob er nun sprechen könne oder nicht, das sei, wo sich's um eine Prinzipienfrage handle, durchaus gleichgültig. Ueberhaupt, die ganze Geschichte mit dem „Sprechen-Können“ sei ein moderner Nuisium. Die einfache Thatsache, daß der Alte von Alten-Frieslad da läge, sei viel, viel wichtiger als eine Rede, und sein großes Präsidien-

kreuz ziere nicht bloß ihn, sondern den ganzen Tisch. Einige sprächen freilich immer von seinem Götzengesicht und seiner Häßlichkeit, aber auch das schade nichts. Heutzutage, wo die meisten Menschen einen Friseurstopp hätten, sei es eine ordentliche Grausung, einem Gesicht zu begegnen, das in seiner Eigenart eigentlich gar nicht unterzubringen sei. Dieser von dem alten Fühlen, trotz seiner Vorliebe für Dubslaw, eindringlich gehaltenen Rede war allgemein zugestimmt worden, und Baron Beeg hatte den götzhaften Alten-Frieslad an seinen Ehrenplatz geführt. Natürlich gab es auch Schandmänner. An ihrer Spitze stand Molchow, der dem neben ihm sitzenden Kugler zustüßte: „Wahres Glück, Kugler, daß der Alte drüben die große Blumenlese vor sich hat; sonst, so bei veau en tortue, — vorausgesetzt, daß so was Feines überhaupt in Sicht steht — würd' ich der Sache nicht gewachsen sein.“

Und nun schloß der von einem Thormeyerischen Unterlehrer gezielte Tannhäusermarkt, und als eine bestimmte Zeit danach der Moment für den ersten Toast da war, erhob sich Baron Beeg und sagte: „Meine Herren. Unser Edler Herr von Alten-Frieslad ist von der Pflicht und dem Wunsch erfüllt, den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König auszubringen.“ Und während der Alte, das Gesagte behäufend, mit seinem Glase grüßte, setzte der in seiner alter ego-Rolle verlebende Baron Beeg hinzu: „Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!“ Der Alten-Frieslad gab auch hierzu durch Nicken seine Zustimmung, und während der junge Lehrer abermals auf den auf einer Rheinsberger Schloßauktion erstandenen alten Fingerring zwelte, stimmte man an der ganzen Tafel hin das „Heil dir im Siegertranz“ an, dessen erster Vers lebend gelungen wurde.

Das Offizielle war hierdurch erledigt, und eine gewisse Fidelitas, an der es übrigens von Anfang an nicht gefehlt hatte, konnte jetzt nachhaltiger in ihr Recht treten. Allerdings war noch immer ein wichtiger und zugleich schwieriger Toast in Sicht, der, der sich mit Dubslaw und dem unglücklichen Wahlsangange zu beschäftigen hatte. Wer sollte den ausbringen? Man hing dieser Frage mit einiger Sorge nach und war eigentlich froh, als es mit einem Male hieß, Gundermann werde sprechen. Zwar wußte jeder, daß der Siebenmühlener nicht ernsthaft in ihr Scheitern in Sicht läuben, aber man tröstete sich, je mehr er scheltete, desto besser. Die meisten waren bereits in erheblicher Aufregung, also sehr unkritisch. Eine kleine Weile verging noch. Dann bat Baron Beeg, dem die Rolle des Festordners zugefallen war, für Herrn von Gundermann auf Siebenmühlen sein Wort. Einige sprachen ungeniert weiter, „Nun, Ruhe!“ riefen andre dazwischen, und als Baron Beeg noch einmal an das Glas geklopft und nun, als seinerseits um Ruhe bittend, eine leibliche Stille hergestellt hatte, trat Gundermann hinter seinen Stuhl und begann, während er mit offizieller Nonchalance seine Linke in die Hosentasche steckte: „Meine Herren. Als ich vor so und so viel Jahren in Berlin studierte“ (alles lachte, „na nu“), „als ich vor Jahren in Berlin studierte, war da mal 'ne Hinrichtung...“

„Alle Wetter, der legt gut ein.“

... war da mal 'ne Hinrichtung, weil eine dicke Kumpuermadame, nachdem sie sich in ihren Lehrbüchern verliert, ihren Mann, einen würdigen Kumpuermüller, vergiftet hatte. Und der Bengel war erst siebzehn. Ja, meine Herren, so viel muß ich sagen, es kamen damals auch schon tolle Geschichten vor. Und ich, weil ich den Gefängnisdirektor kannte, ich hatte Zutritt zu der Hinrichtung, und um mich 'rum stauden lauter Assessoren und Referendare, ganz junge Herren, die meisten mit 'nem Kreuzer. Kreuzer gab es damals auch schon. Und nun kam die Witwe, wenn man sie so nennen darf, und sah so weit ganz behäbig und beinahe fähig aus, weil sie, was damals viel besprochen wurde, 'nen Kropf hatte, weshalb auch der Blod ganz besonders hatte hergerichtet werden müssen. Sozusagen mit 'nem Ausschmitt.“

„Mit 'nem Ausschmitt... gut, Gundermann.“

„Und als sie nun, ich meine die Delinquentin, all die jungen Referendare sah, wobei ihr wohl ihr Lehrling einfallen mochte...“

„Keine Verpötlung unserer Referendare...“

... Robei ihr vielleicht ihr Lehrling einfallen mochte, da trat sie ganz nahe an den Schotttrand heran und nickte uns zu (ich sage uns), weil sie mich auch ansah und sagte: „Ja, ja, meine jungen Herren, das kommt davon...“ Und sehen Sie, meine Herren, dieses Wort, wenn auch von einer Delinquentin herrührend, bin ich seitdem nicht wieder losgeworden, und wenn ich so was erlebe wie heute, dann muß einem solch Wort auch immer wieder in Erinnerung kommen, und ich sage dann auch, ganz wie die Alte damals sagte: „Ja, meine Herren, das kommt davon.“ Und wovon kommt es? Von den Sozialdemokraten. Und wovon kommen die Sozialdemokraten?“

„Vom Fortschritt. Alte Geschichte, kennen wir, Gundermann. Was Neues!“

„Es giebt da nichts Neues. Ich kann nur bestätigen, vom Fortschritt kommt es. Und wovon kommt der? Davon, daß wir die Abstammungsmaschine haben und das große Haus mit den vier Eckstüren. Und wenn es meinetwegen ohne das große Haus nicht geht, weil das Geld am Ende bewilligt werden muß — und ohne Geld, meine Herren, geht es nicht“ (Zustimmung; „ohne Geld hört die Gemütslichkeit auf“) — „nun denn, wenn es also sein muß, was ich zugebe, was sollen wir, auch unter solchen Umständen, anfangen mit einem Wahlrecht, wo Herr von Stechlin gewählt werden soll, und wo sein Antischer Martin, der ihn zur Wahl geführt, thätächlich gewählt wird oder wenigstens gewählt werden kann. Und der Antischer Martin unsers Herrn von Stechlin ist mir immer noch lieber als dieser Torgelow. Und all das nennt sich Freiheit. Ich nenn' es Lassan, und viele thun dergleichen. Ich denke mir aber, gerade diese Wahl, in einem Kreise, drin das alte Preußen noch lebt, gerade diese Wahl wird dazu beitragen, die Augen oben helle zu machen. Ich sage nicht, welche Augen.“

„Schluß, Schluß!“

„Ich komme zum Schluß. Es hieß Anno sebzig, daß sich die Franzosen als die glorreich Begünstigten bezeichnet hätten. Ein stolzes und nachahmenswertes Wort. Und wie wir, ohne uns was zu vergeben, diesen Sekt aus Frankreich nehmen, so dürfen wir, glaub' ich, auch das eben citierte stolze Lagerwort aus Frankreich herübernehmen. Wir sind besetzt, aber wir sind glorreich Besetzte. Wir haben eine Revanche. Die nehmen wir. Und bis dahin in alle Wege: Herr von Stechlin auf Schloß Stechlin, er lebe hoch!“

Alles erhob sich und stieß mit Dubslaw an. Einige freilich lachten, und von Molchow, als er einen neuen Beinkübel herabstellte, sagte zu dem neben ihm sitzenden Kugler: „Weiß der Himmel, dieser Gundermann ist und bleibt ein Geil. Was sollen wir mit solchen Leuten? Erst beschreibst er uns die Frau mit 'nem Kropf, und dann will er das große Haus abschaffen. Ungehore Damelei. Wenn wir das große Haus nicht mehr haben, haben wir gar nichts; das ist noch unsere Rettung, und die einzige Stelle, wo wir den Mund (ich sage Mund) einzermachen aufstun und was durchsetzen können. Wir müssen mit dem Zentrum patzieren. Dann sind wir egal 'raus. Und nun kommt dieser Gundermann und will uns auch das noch nehmen. Es ist doch 'ne Wahrheit, daß sich die Parteien und die Stände jedesmal selbst ruinieren. Das heißt, von Ständen kann hier eigentlich nicht die Rede sein; denn dieser Gundermann gehört nicht mit dazu. Seine Mutter war 'ne Hebamme in Briegen. Drum drängt er sich auch immer vor.“

Wald nach Gundermanns Rede, die schon eine Art Nachspiel gewesen war, stüßte Baron Beeg dem Alten-Frieslad zu, daß es Zeit sei, die Tafel aufzubrechen. Der Alte wollte noch nicht recht, denn wenn er mal sah, sah er; aber als gleich danach mehrere Stühle gerückt wurden, blieb ihm nichts anders übrig, als sich anzuschließen, und unter den Mägen des „Hohenfriedbergers“ — der „Prager“, drin es heißt, „Schwerin fällt“, wäre mit Rücksicht auf die Gesamtsituation vielleicht passender gewesen — kehrte man in die Parterreräume zurück, wo die Majorität dem Kaffee zusprechen wollte, während eine kleine Gruppe von Allerleiarten in die Straße hinausstrat, um da, unter den Bäumen des „Triangelplatzes“, sich bei Sekt und Cognac des weiteren bene zu thun. Obenau saß von Molchow, neben

ihm von Kraaz und von Feerenboom; Molchow gegenüber Direktor Thormeyer und der bis dahin mit der Zeitmunt betraute Lehrer, der bei solchen Gelegenheiten überhaupt Thormeyers Abolatus war. Sonderbarerweise hatte sich auch Stakler hier niedergelassen (er lehnte sich wohl nach Gindriden, die jenseits aller „Völk“ lagen), und neben ihm, was beinahe noch mehr überraschen konnte, sah von der Nonne. Molchow und Thormeyer führten das Wort. Von Wahl und Politik — nur über Gaudermann fiel gelegentlich eine spöttische Bemerkung — war längst keine Rede mehr; statt dessen befehligte man sich, die neuesten Klatschgeschichten aus der Grafschaft heranzuziehen. „Ist es denn wahr,“ sagte Kraaz, „dass die schöne Lilli nun doch ihren Vetter heiraten wird, oder richtiger, der Vetter die schöne Lilli?“

„Vetter?“ fragte Feerenboom.
 „Ach, Feerenboom. Sie wissen auch gar nichts; Sie sitzen immer noch zwischen Ihren Vetter Staklern und waren doch schon 'ne ganze Weile hier, als die Lilli-Geschichte spielte.“

Feerenboom ließ sich's gesagt sein und begründete jede weitere Frage, was er, ohne sich zu schämen, gut konnte, da kaum ein Zweifel war, daß der, der das Lilli-Thema heraufbeschworen, ohnehin alles klarlegen würde. Das geschah denn auch.

„Ja, diese verdammten Kerle,“ fuhr v. Kraaz fort, „diese Lehrer! Entschuldigend Sie, Ludhardt, aber Sie sind ja beim Gymnasium, da liegt alles anders, und der, der hier 'ne Rolle spielt, war ja natürlich bloß Hauslehrer. Hauslehrer bei Lillis jüngstem Bruder. Und eines Tages waren beide weg, der Kandidat und Lilli. Selbstverständlich nach England. Es kam einer noch so dann sein, aber von Gretta Green hat er doch mal gehört oder gelesen. Und da wollten sie denn auch beide hin. Und sind auch. Aber ich glaube, der Gretta Green'sche darf nicht mehr trauen. Und so nahmen sie denn Lodgings in London, ganz ohne Trauung. Und es ging auch so, bis ihnen das kleine Geld ausging.“

„Ja, das kennt man.“
 „Und da kamen sie denn also wieder. Das heißt, Lilli kam wieder. Und sie war auch schon vorher mit dem Vetter so gut wie verlobt gewesen.“

„Und der sprang zu ab?“
 „Nicht so ganz. Oder eigentlich gar nicht. Denn Lilli ist sehr hübsch und nebenher auch noch sehr reich. Und da soll denn der Vetter gesagt haben, er liebe sie so sehr, und wo man liebe, da verzehle man auch. Und er hatte auch eine Entführung für durchaus möglich. Ja, er soll dabei von Burgatorium gesprochen haben.“

„Mißfällt mir, klingt schlecht,“ sagte Molchow.
 „Aber was er vorher gesagt. Entführung, das ist ein schönes Wort und eine schöne Sache. Nur das Wie — man weiß immer zu wenig von diesen Dingen — will mir nicht recht einleuchten. Als Christ weiß ich natürlich (so schlimm steht es doch auch nicht mit einem), als Christ weiß ich natürlich, daß es eine Sühne giebt. Aber in solchem Falle? Thormeyer, was meinen Sie, was sagen Sie dazu? Sie sind ein Mann von Fach und haben alle Kirchenväter gelesen und noch ein paar mehr.“

Thormeyer verklärte sich. Das war so recht ein Thema nach seinem Geschmack; seine Augen wurden größer und sein glattes Gesicht noch glatter.

„Ja,“ sagte er, während er sich über den Tisch zu Molchow vorbeugte, „so was giebt es. Und es ist ein Glück, daß es so was giebt. Denn die arme Menschheit braucht es. Das Wort Burgatorium will ich vermeiden, einmal, weil sich mein protestantisches Gewissen dagegen sträubt, und dann auch wegen des Anlages; aber es giebt eine Purifikation. Und das ist doch eigentlich das, worauf es ankommt: Reinheitswiederherstellung. Ein etwas schwerfälliges Wort. Aber die Sache, drum sich's hier handelt, giebt es doch gut wieder. Sie begegnen diesem Gange nach Restauration überall, und namentlich im Orient, aus dem doch unsere ganze Kultur stammt, finden Sie diese Lehre, dieses Dogma, diese Thatfache.“

„Ja, ist es eine Thatfache?“
 „Schwer zu sagen. Aber es wird als Thatfache genommen. Und das ist ebenjogut. Mut führt.“
 „Mut führt,“ wiederholte Molchow. „Gewiß. Daher haben wir ja unsere Duellinstitution. Aber wo wollen Sie hier die Blutühne hernehmen? In diesem Spezialfalle ganz unbrauchbar. Der Haus-

lehrer ist drüben in England geblieben, wenn er nicht gar nach Amerika gegangen ist. Und wenn er auch wiedertäme, er ist nicht latifaktionsfähig. Wär er Meleroe-Offizier, so hätt' ich das längst erfahren.“

„Ja, Herr von Molchow, das ist die hiesige Anschauung. Etwas primitiv, naturwüchsig, das sogenannte Blutachsprinzip. Aber es braucht nicht immer das Blut des Uebelthäters selbst zu sein. Bei den Orientalen...“

„Ach, Orientalen...“ dulle Gesellschaft...
 „Nun denn meinethwegen, bei fast allen Völkern des Ostens führt Blut überhaupt. Ja mehr, nach orientalischer Anschauung — ich kann das Wort nicht vermeiden, Herr von Molchow; ich muß immer wieder darauf zurückkommen — nach orientalischer Anschauung stellt Blut die Lusthuld als solche wieder her.“

„Na, hören Sie, Rektor.“
 „Ja, es ist so, meine Herren. Und ich darf sagen, es zählt das zu dem Feinsten und Tiefstnigsten, was es giebt. Und ich habe auch neulich erst eine Geschichte gelesen, die das alles nicht bloß bestätigt, sondern beinahe grobstufig bestätigt. Und noch dazu aus Siam.“

„Aus Siam?“
 „Ja, aus Siam. Und ich würde Sie damit behelligen, wenn die Sache nicht ein bißchen zu lang wäre. Die Herren vom Lande werden so leicht ungeduldig, und ich wundere mich oft, daß sie die Predigt bis zu Ende mitanhören. Daneben ist freilich meine Geschichte aus Siam...“

„Erzählen, Direktoren, erzählen.“
 „Nun denn, auf Ihre Gefahr. Freilich auch auf meine... Da war also, und es ist noch gar nicht lange her, ein König von Siam. Die Stammen haben nämlich auch Könige.“

„Werden doch. So tief steht sie doch nicht.“
 „Also ein König von Siam, und dieser König hatte eine Tochter.“

„Klingt ja wie aus 'm Märchen.“
 „Ist auch, meine Herren. Eine Tochter, eine richtige Prinzessin, und ein Nachbarfürst (aber von geringerm Stande, so daß man doch auch hier wieder an den Kandidaten erinnert wird) — dieser Nachbarfürst raubte die Prinzessin und nahm sie mit in seine Heimat und seinen Harem, trotz alles Sträubens.“

„Na, na.“
 „So wenigstens wird berichtet. Aber der König von Siam war nicht der Mann, so was ruhig einzulassen. Er unternahm vielmehr einen heiligen Krieg gegen den Nachbarfürsten, schlug ihn und führte die Prinzessin in Trümmern wieder zurück. Und alles Volk war wie von Sieg und Glück bezaubert. Aber die Prinzessin selbst war schwermüthig.“

„Natürlich. Wollte wieder weg.“
 „Nein, ihr Herren. Wollte nicht zurück. Denn es war eine sehr feine Dame, die gelitten hatte...“

„Ja. Aber wie...“
 „Die gelitten hatte und fortan nur dem einen Gedanken der Entführung lebte, dem Gedanken, wie das Unheilige, das Berührte, wieder von ihr genommen werden könne.“

„Geht nicht. Berührt ist berührt.“
 „Mit nichts, Herr von Molchow. Die hohe Priesterthätigkeit wurde herangezogen und hielt, wie man hier vielleicht sagen würde, einen Synod, in dem man sich mit der Frage der Entführung oder, was dasselbe sagen will, mit der Frage der Wiederherstellung der Virginität beschäftigte. Man kam überein (oder fand es auch vielleicht in alten Büchern), daß sie in Blut gebadet werden müsse.“

„Brr.“
 „Und zu diesem Behufe wurde sie bald danach in eine Tempelhalle geführt, drin zwei mächtige Bännen standen, eine von rotem Porphyr und eine von weißen Marmor, und zwischen diesen Bännen, auf einer Art Treppe, stand die Prinzessin selbst. Und nun wurden drei weiße Büffel in die Tempelhalle gebracht, und der hohe Priester trennte mit einem Schnitt jeden der drei das Haupt vom Rumpf und ließ das Blut in die daneben stehende Porphyrwanne fließen. Und jetzt war das Bad beendet, und die Prinzessin, nachdem flammefische Jungfrauen sie entleidet hatten, stieg in das Büffelblut hinab, und der Hohepriester nahm ein heiliges Gefäß und schöpft damit und goß es aus über die Prinzessin.“

„Eine starke Geschichte; bei Tisch hätt' ich mehrere

Gänge passieren lassen. Ich find' es doch entschieden zu viel.“

„Ach nicht,“ sagte der alte Zühlen, der sich inzwischen eingefunden und seit ein paar Minuten mit zugehört hatte. „Was heißt zu viel oder zu stark? Stark ist es, so viel geb' ich zu; aber nicht zu stark. Daß es stark ist, das ist ja eben der Witz von der Sache. Wenn die Prinzessin einen Leberfleck gehabt hätte, so sänd' ich es ohne weiteres zu stark; es muß immer ein richtiges Verhältnis da sein zwischen Mittel und Zweck. Ein Leberfleck ist gar nichts. Aber bedenken Sie, 'ne richtige Prinzessin als Skavin in einem Harem; da muß denn doch ganz anders vorgegangen werden. Wir reden jetzt so viel von 'großen Mitteln'. Ja, meine Herren, auch hier war nur mit großen Mitteln was auszurichten.“

„Iani et ferro,“ befähigte der Rektor.
 „Und,“ fuhr der alte Zühlen fort, „so viel wird jedem einleuchten, um den Teufel anzutreiben (als den ich diesen Nachbarfürsten und seine That durchaus ansehe), dazu mußte was Besonderes geschehn, etwas Beeindruckendes. Und das war eben das Blut dieser drei Büffel. Ich find' es nicht zu viel.“

Thormeyer hob sein Glas, um mit dem alten Zühlen anzustoßen. „Es ist genau so, wie Herr von Zühlen sagt. Und zuletzt geschah denn auch glücklicherweise das, was unsre mehr auf Schönheit gerichteten Wünsche — denn wir leben nun mal in einer Welt der Schönheit — zufrieden stellen konnte. Direkt aus der Porphyrwanne stieg die Prinzessin in die Marmorwanne, drin alle Wohlgerüche Arabiens ihre Heimstätte hatten, und alle Priester traten mit ihren Schöpfgefäßen aufs neue heran, und in Rasfaden ergoß es sich über die Prinzessin, und man sah ordentlich, wie die Schwermut von ihr abfiel, und wie all das wieder aufblühte, was ihr der räuberische Nachbarfürst genommen. Und zuletzt schlugen die Dienerrinnen ihre Herrin in schneeweiße Gewänder und führten sie bis an ein Lager und fächelten sie hier mit Pfauenwedeln, bis sie den Kopf still neigte und entschlief. Und ist nichts zurückgeblieben, und ist später die Wittin des Königs von Annam geworden. Er soll allerdings sehr aufgefällt gewesen sein, weil Frankreich schon seit einiger Zeit in seinem Lande herrschte.“

„Doffen wir, daß Lillis Vetter auch ein Einscher hat.“
 „Er wird, er wird.“

Darauf stieg man an und brach auf. Die Wagen waren bereits vorgefahren und standen in langer Reihe zwischen dem „Prinz-Regenten“ und dem Triangelplatz.

Auch der Stechliner Wagen hielt schon, und Martin, um sich die Zeit zu vertreiben, knistete mit der Peitsche. Dubslav suchte nach seinem Koffer und begann bereits ungeduldig zu werden, als Lorenzen an ihn herantrat und um Entschuldigung bat, daß er habe warten lassen. Aber der Oberförster sei schuld; der habe ihn in ein Gespräch verwickelt, das auch noch nicht beendet sei, weshalb er vorhabe, die Rückfahrt mit Stakler gemeinschaftlich zu machen.

Dubslav lachte. „Na, dann mit Gott. Aber lassen Sie sich nicht zu viel erzählen. Grimntrud wird wohl die Hauptrolle spielen oder noch wahrscheinlicher der neuzufindende Name. Werde wohl recht behalten... Und nun vorwärts, Martin.“

Damit ging es über das holperige Pflaster fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Affaire Trejus in graphologischem Lichte.

von E. Meyer.

München bei Nagel (Schmidl), 10. November 1897.

Der Name Trejus ist jetzt in aller Munde, und jedermann weiß, daß er jenem Unglücklichen angehöret, der vom französischen Kriegsgerichte angeklagt und verurteilt wurde, weil er wichtige militärische Dokumente einer fremden Macht ausgeliefert habe. Deportation für Lebenszeit auf die Festinsel war die Folge dieser Verurteilung.

Ein Hauptbeweisstück bei den Gerichtsverhandlungen bildete ein Verzeichnis ausgelieferter Dokumente, das wiederholte „bordereau“, das Trejus geschrieben haben sollte. Mit Emphase ruft der Regierungskommissar den Richtern in der Anklageakte zu: „Dieses Schriftstück stammt von der Hand des Generalstabsoffiziers Hauptmann Trejus; der Kommandant Paty de Clam hat es

befähigt, die Herren Vertillon, Charabay und Tensionnieres haben es ebenfalls befragt: ich erkläre, daß es von seiner Hand geschrieben ist, und Sie, meine Herren, Sie werden es ebenfalls erklären und diesen Mann verurteilen!"

ganzen andern Charakter aus. Zwar hat auch er etwas von jener finesse d'esprit, die den gebildeten Franzosen so häufig charakterisirt, und die ihn zum Diplomaten par excellence befähigt, die gelehrte zu schmeigeln und — zu verweigern

weg, und mit dem ersten Schritt war auch schon die Haupt-Hürde überwunden, das einmal Vorgekommene führte er rasch und gut zu Ende; das einmal gesteckte Ziel warfte er zu erreichen, denn die Linie senkte sich zwar wohl bis und da an ihrem Anfang, stieg aber immer wieder gegen das Ende, und selbst die mehrseitigen Worte zeigten oft diese Erscheinung. Jetzt ist das anders — die Linie senkt sich stetig, gegen ihr Ende hin mehr als am Anfang, wo sie sich noch manchmal zu erheben sucht; ein beinahe plastisches Spiegelbild des Ringens zwischen Furcht und Hoffnung der gesunkenen Seele, die sich immer noch nicht resignirt ergeben kann und will, dieses emige, wellenförmige Auf- und-ab! Ganz hoffnungslos ist der Unglückliche noch nicht, aber die Energie ist gebrochen und die Widerstandskraft dahin; aus der Schrift sind Anstrengung und schwere Mühen verschwunden. Ein halt eigenartiges Zick-zack-kommen an eine Idee oder Hoffnung liegt in dem keinen Häkchen des Querschnittes, aber es ist schon entwickelt, und Zuversichtlichkeit und Freudigkeit fehlen dabei, denn die Schriftlinie ist gleichzeitig abfallend.

S. le projet de mandat de toi de l'interieur de unq. juil. (16 mai 1894)
Le dernier Document: et extérieurement
difficile à un premier de p. n. juil.
l'essai a ma disposition que les p. n.
de j. n. le mandat de l. y. n. n.
en a envoi: un nombre fixe de
les yeux et ces corps en sont responsables
chaque officier délégué doit
remettre le son après la mesure.
Si dans un volé y prendra
qui est un autre de l'écriture
à un disposition après. 1. n.

Nr. 1. Teil des Querschnittes, des zur Beurteilung des Angeklagten führte.

Und so geschah es. Aber nicht alle jene, die sich für die Sache interessierten, waren ebenso fest überzeugt wie der Regierungskommissar. Dreyfus hatte viele treue Freunde und Angehörige, die nicht anhielten, für ihn zu wirken, und mit einem hochangehören, unabhängigen Mann an ihrer Spitze — Achener-Rettner in Paris — erwiderten sie es jetzt endlich, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt nochmals auf die Affäre Dreyfus zu lenken, die der denkbar entgegengesetzte Ausfall hatte, wenn es sich bestätigen sollte, daß Dreyfus ungerade verurteilt worden ist. Es sieht nun zu hoffen, daß der Prozeß noch einmal aufgenommen und gerade durchgeführt werde.

Weber kein Verleihen noch keine Verhältnisse oder sein Charakter leiteten den Verdacht auf Dreyfus; er war ein unbedeutender Mann. Die Hauptargumente gegen ihn bildeten obengenanntes Vordera und die Bemerkung eines ausländischen Militärattachés in Paris, der in einem öffentlichen Brief geäußert hatte: *Décidément cet animal de Dreyfus devient trop exigeant* (Dieser Scholopse von Dreyfus wird und nachgerade zu anspruchsvoll).

Es ist klar, daß in betreff des fraglichen Vorderaus, dessen Verstand hier in Glüd Nr. 1 reproduziert ist, die Graphologie ein gewichtiges Wort sprechen muß, namentlich in Frankreich, der Wiege der modernen graphologischen Wissenschaft, denn Lande, das die bedeutendsten Graphologen befaßt und besitzt: Richou und Crépeux-Jamin, und wo das Interesse für die graphologische Wissenschaft in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist.

Die Freunde und Angehörigen des Verurteilten haben denn auch Graphologen von Rang und Namen um ihr Urtheil gebeten, und diese erklärten einstimmig, Dreyfus habe das Vordera nicht geschrieben. Das Glüd Nr. 2 giebt keine Handschrift wieder, wie sie 1890, also vor der Anklage, war.

Zwar ist eine gewisse oberflächliche Ähnlichkeit der beiden Schriftproben vorhanden, die wohl auf einem ähnlichen Bildungsengang und ähnlicher Lebensstellung, auf ganz im allgemeinen aufgelöster Rehslichkeit der Anlagen beruhen mag, allein geht man in die Einzelheiten ein, so findet man rasch so ausgesprochene Differenzen, daß man sich sagen muß: das kann die gleiche Hand nicht geschrieben haben. Der Vater beachte nur folgende Punkte:

1. Wie klar, fest, harmonisch, gleichmäßig, formenreich in vielen Buchstaben schreibt Dreyfus, und wie charakterlos, ungleich, sowohl in Bezug auf Höhe, Lage und Bildung der einzelnen Buchstaben als auch auf Aumentragung und -Entfernung ist das Vordera geschrieben! Starken Verjüngungen kam der Schreiber nicht gewachsen sein, Bahreheitsliche, Ueberzeugungsgedreng, fester Mannedumt stehen unbedingt bei jeder einer schwachen, wackelwollen, unentschiedenen Schrift mit den todtenbenig verlaufenden Wortendungen und höchst geronten, oft kaum angebendeten Buchstaben. Wer so schreibt, ist ein Spielball härterer Einflüsse, eigener Schwächen und Leidenschaft; er ist in nichts selbstständig, und hinterdrein intrigiert er und weißt seine aus, um nicht zu seinem Thun stehen zu müssen. Gemüthslos verdrängt er andre und läßt es ruhig zu, daß ihnen das entgegengesetzte Unrecht geschieht, wenn nur er dadurch der verdienten Strafe entgehen kann.

In der Schrift Dreyfus' (Nr. 2) prägt sich bagogen ein

gangspunkt für den nachfolgenden Buchstaben, dort leicht, oft niedrig gehet, niemals verbunden mit dem nachfolgenden Buchstaben. Die Accente macht Dreyfus korrekt und am rechten Ort; im Vordera sind die schlechtgeordnete Punkte. Die Querschnitte sind bei Dreyfus stets lang, anstrengend, leutenartig verdrängt, wo sie in der Höhe liegen; am Fuße des Buchstaben bilden sie eine verknöterte Schelle. Im Vordera zeigen sie alle möglichen Formen und Lagen; hier und da sind sie mit einem kleinen Häkchen versehen (Eigenhäm); oft bilden sie einen leichten Hogen (Wellenlinie), und am Fuße des Buchstaben sind sie nie schleifenartig verknötet (Beharrlichkeit, Konzentration, Ausdauer), sondern nur als Strich aus den Buchstaben herausgezogen. — Dreyfus verteilt den Raum in gleichmäßigem, geordnetem Maße, und seine Ränder sind schon gleichmäßig gehalten, während dies alles im Vordera sehr unordentlich und verwickelt ist. Dreyfus ist offenbar affektiv gebildet und auch in äußerlichen Dingen ordner und pünktlicher als der Verfasser des Vorderaus. Dies allein ist ein gewichtiges Moment, denn eine so ausgesprochene Vorliebe für geordnetes Wesen und Gesangsheit, wie sie Dreyfus besitzt, muß sich überall zeigen, und sie hätte es auch im Vordera gethan, wenn dieses von seiner Hand herrührte.

Es wäre noch mancherlei zu sagen über die Verbindlichkeit einzelner Buchstabenformen, der Schriftverbindung im Wortinnern und so weiter, das Gehege muß aber genügen, um den Leser zu eignen Vergleichen anzuregen.

Nur noch ein Wort über die Veränderung in der Schrift des Dreyfus vom Jahre 1890 (also vor Anklage und Verurteilung) bis zum Jahre 1895 (also nach derselben). Glüd Nr. 3 reproduziert einen Teil eines Briefes, den Dreyfus von der Festung aus an seine Frau geschrieben. Die Veränderung muß jedem, auch dem graphologisch ganz

Man se huggen que te demande
n'ad fait que j'au mettre tu
consensus au report, tu es comme le
que hantant que consultant autours
d'un jeus mettre d'auhet avri que
de lui a l'oppe de leur faiblesse

Nr. 2. Handschrift vom Jahre 1890, vor der Anklage.

Ungebildeten auffallen. Auch den „toten Buchstaben“ sieht man es an, wie viel Leid in dem Zeitraum 1890 bis 1895 über den Unglücklichen hingegangen ist. Wie hoffnungslos und sicher biäte er einst in die Zukunft! Wenn auch momentan Bestimmungen, Unlust zur Arbeit, Müdigkeit nicht fehlten, so kam er doch rasch und leicht darüber hin-

Der ganze Auftus von Nr. 3 zeigt überhaupt Gebrochenheit, seelische Verblagenheit im Gegenst zu der Probe Nr. 2. Hierfür sprechen die nach rechts gewölbten Langbuchstaben (h in rapprochent, f in figure, l und io weiter), die vorwaltende Schwere und Unklarheit in Kombination mit der sinkenden Schriftlinie.

Trotz und sicher bewegt sich der Schreiber von Nr. 2 in der Welt, fest und ungehemmt tritt er auf; — voll innerer Unruhe, nervös, geniert, gehemmt, unter der von Nr. 3 freier, schöner, zwangloser Schriftstus dort — stets wechselnde Lage und Höhe der Buchstaben, gebängte Schrift, aufeinander hinaufgehobene Buchstaben, alle Zeichen von Unsicherheit hier).

Les de salut, M. n. d. 2. 11. 91

Cher Luc,

Quand je a deux remettre lett. l'été
qu' l'18 j'allo commença de au par' hui, tout
s'oprou en hon moment de nous amiser
au ton Il me sembl grand p' l'écos que le
distances se rapprochent que p' un devant ma
te figure amise et qu' d'yo quelques ches d'te
un p' de mon C'est un fait que p' l'été
de. Indge mes, l'écho de mes souffrance rest

Nr. 3. Teil eines Briefes vom Jahre 1895, auf der Festung aus dem Verurteilten an die Gattin geschrieben.

Ob Dreyfus schuldig oder nicht, die nächste Zukunft wird es hoffentlich erweisen! Eines ist sicher — er hat Entschliches durchgemacht, und er ist ein gebrochener Mann. Das zeigt die Veränderung seiner Schrift schon dem Laien klar, noch viel deutlicher aber dem Graphologen.

Eine Reichstags-sitzung.

Von Richard Nordhausen.

(Siehe die Abbildung Seite 156 und 157.)

Die letzte Session des Deutschen Reichstags! Noch sitzen die weiten Herren, die nun bald fünf Jahre lang am Staatsmagazins Aufschreibende gethan haben, einträchtig, würdevoll beisammen. Für die Dauer eines Winters ist es ihnen noch vergönnt, die häufig schwingende Kugel der Gesetzgebungsmaschine zu drehen, nach Maßgabe der Verfassung dem politischen Leben auch ihres Geistes Spuren einzuprägen. Am Glüd sind die Winter bei uns zu Lande recht ausgebeutet, und der Volkswortreter hat herrlichend Zeit, sich mit Kantak auf den Verlust seines Amtes und der damit verbundenen Annehmlichkeiten vorzubereiten. Der nächste Sommer bringt dann, wenn nicht die Wurzeln türken, ein andres, ein neues Geschlecht heran. Sieht doch eine Wahlkluft von noch nie dagewesener Erbitterung hervor. Vielen von den jetzt Tagenden wird das Volk neue Wahlweisen verweigern, und „alle nicht, die wiederkehren, mögen sich des Heimzugs freuen“. Benutzen wir darum die kurze Pause vor dem Schluß, um noch rasch einen Blick in das Wesen und das Getriebe des Parlaments am Berliner Königsplatz zu werfen.

Dem weihen Wallstischen Bau, so abfällig er auch aus hohem Munde beurteilt worden ist, wird doch keiner von den Intimen eins abspredien: die Wohlthätigkeit, die ferndeutsche Bezaglichkeit des Innern. Für einen in jeder Beziehung reizen Staatspalast, der das oft mißbrauchte Peiwort „monumental“ wirklich verdient, ist das kein geringes Lob. Seine Würde und seine Höhe entfernen die

Vertraulichkeit nicht; viel eher, als man zu glauben geneigt war, haben sich die Abgeordneten und der ihnen und ihren Beratungen folgende große Tröh heimlich in den kunstschönen Redeschloße gefäht. Es ist besonders der Sitzungs-saal, der gleichzeitig den Einbruch des Feindes, Erntes und des Anmüthigen hervorruft; so recht eine Stelle, an der sich gebieten raten und thaten läßt, ohne daß man sich zu sichern brauchte, einen mehr oder weniger burschlichen Wis abzubrennen. Aber letzthin — während man im Prunksaale des Wiener Reichsrates gar nicht erlaubt ist, wenn plötzlich die Wogen der Parteilichkeit polternd aufbrauen, rosendes Geheul von rechts und links den Raum durchdringt, überall geballte Fäuste und beinahe handgreiflich werdende Gruppen sich zeigen, die Wallstische Architektur derlei wüthetemperamentvolles Lobesmaß zu verbieten. Man vermag sich zum mindesten nicht vorzustellen, daß diese bei aller Feindschaftlichkeit, bei aller Pracht der bürgerliche Säule je zum Zusammenfall miterschieden, roher Ausschreitungen werden könnte. Nun, es ist wahr, unsere Parlamentarier tragen ihre rechtlich Teil dazu bei, daß schon das bloße Gemäuer solche Stimmung weckt. Und wir wollen hoffen, daß sie immer freundschaftlich über dem hohen Hause schweben.

Freilich, wer zum ersten Male eine Sitzung des Reichstags besucht, etwa als neugieriger, nach aufregenden Schaupielen kühner Fremdling, den wird die süßte, gemessene Ruhe der Debatte zumeist etwas enttäuschen. Er hat vielleicht vorher freudig an Volkssammlungen teilgenommen und halb entsetzt, halb hingehissen zugehört, wenn sich die Widerwärtigen mit einander verfeindeten, sich gegenseitig für die feinsten Schurken auf Gottes Erdboden erklärten, für jedes Verbrechens fähige oder gar verdächtige Kumpans, aus deren Händen kein Hand ein Stück Heberwurst nehmen möchte. Aber er tritt, wenn er den lieblichen und nervenfächelnden Ton der Wahldebatten hört, das hohe Haus verständig glaubt. Der Kandidat ist ein widerwärtiger, unangenehmer Geselle, der Herr Abgeordnete jedoch ein Mann von Welt und Takt, selbst wenn er auf der äußersten Linken sitzt. Der Kandidat giebt sich die erdenklichste Mühe, den Mitbewerber lächerlich zu machen, seine persönlichen Schwächen, auch die ganz verborgenen, ans Tageslicht zu ziehen, bis er in den Augen der eignen Familie als ein inkompetentes Schandmal erscheint. Für den Herrn Abgeordneten besteht das persönliche Gebiet so gut wie gar nicht. Er kennt nur die Sache, die Idee, kämpft für sie oder bekämpft sie; der Gegner an sich ist ihm gleichgültig. Mit Grauen und in unbegreiflicher Verächtlichkeit sieht der Redner die zornwüthigen Sprechwörter miteinander plaudern; Eugen Richter unterhält den Grafen Kanitz, Singer erzählt Liebermann v. Sonnenberg einen neuen oder alten Wis, und Herr v. Liebermann, der für gute Sprache ausgezeichneten Verbindnis besitzt, quittiert lachend. All diese Herren verkehren so ungenüßlich und lieblich miteinander, als gäbe es im deutschen Reichstag nur eine Partei; sie nennen sich Kollegen und fühlen sich als solche.

Als man deshalb ein Bedenken und gerät in eine der normalen Sitzungen des Reichstages, dann lohnt oft genug der Zeitaufwand die Mühe nicht, und man scheidet um eine grüme Enttäuschung reicher von Berlin. Statt der hochwichtigen Herren Minister, die frei nach Dresden die deutsche Welt regieren, sieht man an Tische neben dem Rednerpult schlafende, offenbar sehr gut unterrichtete und begabte, aber fürchterlich langweilige Kommisare. Im Saale fehlen gerade die Malabore, die lernen zu lernen und in ihrem Wissen zu beobachten man so gespannt war; der Parlamentsschimmel zeigt nur Sterne zweiten oder noch geringeren Ranges. Und mit der Redner! Wie interessant dachte man sich das zu Hause! Ein Herr mit unbestrittenen Organ jagt daselbst, was man zehnmal im Leitartikel gelesen hat, nur daß es ein Leitartikel zehn Minuten in Vorlesung nimmt (nützlichfalls auch, was sich halt immer empfiehlt, ganz überschlagen werden kann), während die Rede anorthal bis zwei Stunden dauert. Hat der juridischgebildete Mirabau endlich seinen Spruch zu Ende gesagt, so markieren die Parteigenossen den nächsten Beisatz. In dem Behrie stehen zwei oder drei von ihnen im Saale, und einer packt sogar genau auf. De andern beiden indes unterhalten sich zwar flüchtig, aber doch in der empfindlichen Weise mit den Nachbarn. Die Gegner sind natürlich noch rüchtholser. Sie lesen und schreiben — das sind die Darmlosen —, oder sie führen laute Plaudergespräche, das es manchmal schwer wird, die Weisheiten des Mannes droben auf der Tribüne zu verstehen. Jeweils, wenn der Redner seine Stimme erhebt, wenden sie ihm, höchst indigniert über die Eile, das Ansehen zu, dessen Anblick sie ihm bisher nicht vergönnt haben. Ist dann endlich das Verstum des ersten Redners erfolgt, das erwartete Bravo erschollen und im übrigen etwas wie ein Ausatmen durch den Raum gegangen, dann pünkt der Nachfolger, eine in noch weiteren politischen Kreisen unbekanntes Groke, einen noch zückeren Anblick. Immer leiser wird's im Saale. Wer im Hause anwesend ist, ist in dem reichen Knäuperrum, pflegt seinen Leib und stellt sein Selbst. Nach einer Stunde klingel's. Das zeigt an, daß ein neuer Redner, vielleicht einer aus der Fraktion, das Wort ergreifen hat, um es so bald nicht wieder loszulassen. Man scheidet also in den Saal zurück, hört sich die Geschichte eine Minute lang an

und geht wieder. Schließlich lautet's zweimal: eine Abstimmung findet statt. Schnell hürzt man den letzten Schluß hinunter — Gott sei Dank, eine Viertelstunde noch, und man darf nach Hause gehen, im Kreuzzug, voll und ganz seine Mühe gehen zu haben. Nicht alle thun ihre Pflicht. In diesem Berlin sind so viel Zerstörungen — wenn man das morgens aufsteht, ist es immer schon drei Uhr nachmittags und die Sitzung abgehört bald vorüber.

Mittler lautet's in den Nebenräumen dreimal. Dann ist etwas Besonderes, Ungewöhnliches passiert. Des Ringelgeizes läßt sich aber meist nur während der „großen“ Sitzungen vernehmen.

Ja, die großen Sitzungen! Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Die Atmosphäre ist gewitterndrohend, mit Elektrizität geladen. Die Galerien, die sonst ein einziges Gähnen geboten, solche Läden weisen sie auf, sind heute überfüllt. Auch in den Logen drängt sich Kopf an Kopf. Mit jedem Gesichte prägt sich fieberliche Erwartung aus. Und unten im Saale, mehr Gewimmel und Getöse! Durch die Thüren treten nachträglich die Parteigänger ein. Hier und da wackeln sie auf ihrem Wege, um dem oder jenem Bekannten ein Wort zu sagen. Dieser mit Altentönen eilen hin und her. Schon ist der Tisch des Bundesrates nicht besetzt. Der Präsident nimmt seinen Platz ein und durchblättert die Eingänge. Und dann öffnet sich zu seiner Rechten eine kleine Thür, Völkchen fällt in den Saal — der Reichstangler ist erschienen. Von den konservativen Herren begeben sich einige zu ihm und begrüßen ehrsüchtig von oben den Neamen des Reiches. ...

Die Sitzung ist eröffnet!
Gefäßmäßig, einig und unerschütterlich verliest der Präsident die Eingänge. Man hört ihn heute noch unheimlicher als sonst zu. Die kommende Session beschäftigt alle Gemüther. Ewig fludert fürst Hohenzollern die vor ihm liegenden Akten; dann und wenn zeigt er den charakteristischen Kopf zu dem Staatsminister an seiner Seite, um dann zuletzt nachdenklich, wie teilnahmlos vor sich hin zu blicken. Man sieht nur noch das Haupt des alten Herrn mit den sorgemollen Augen; der Körper ist fast ganz verschwunden.

„Der Herr Abgeordnete Dr. Lieber hat das Wort.“
Herr Dr. Lieber spricht vom Plaque aus. Langsam, jedes Wort freisprechend, im Vollgefühl der Macht, die er, der unumworbene Zentrumsführer, hier ausübt. Er ist alles andere eher als ein hervorragender oder gar fesselnder Redner. Neue Gedanken fordert er nicht zu Tage, und auch die Form seiner Ausführungen entbehrt des Anziehenden. Er spricht ein arges Papierdeutsch. Dabei versteht er sich gern zu hohem Pathos, das ihm ganz und gar nicht liegt und regelmäßig ungewollt leuchtig wirkt. Herr Dr. Lieber redet nicht nur langsam, sondern auch lange. „Nur wer den Lieber kennt, weiß, was ich leide!“ citiert man im Reichstag. Nichtsdestoweniger hat er stets sehr aufmerksame Zuhörer. Hundert Stimmen trägt er in der Hand, das Zentrum giebt heute, wie so oft, den Ausschlag! Schließlich erhebt er seine mächtigen Klingen, ein wenig pathetisch gefärbte Stimme — man weiß, er eilt zum Schluß“. In den letzten Beisatz seiner Parteigenossen stimmt die Halle ein, die dem Redner vorher schon wiederholt mit aufmunternden Zurufen ihre Wohlgenachtheit zu erkennen gegeben hat.

Der Generalsekretär der Nationalliberalen, Herr v. Bennigsen, auch einer von denen, die wir nach dem Juni 1898 im Deutschen Reichstage nicht mehr wiedersehen werden, legte sich zur Tribüne. Nicht wie in den sieben-jährigen Jahren als der eigentliche Chef des Hauses, nein, nur noch als Sprecher einer zusammenschlossenen Partei, dem dazu jüngere Kräfte in den eignen Reihen das Leben lauer machen und den Parlamentarismus verleben. Man hört ihn nur noch selten im Reichstage. Wie sich die Zeiten auch geändert haben — er ist der alte geblieben. Einer jener Politiker, an denen die verflochtene Vereinigte deutsche Linke im Wiener Reichsrate solchen Ueberflus hatte: mit staatsmännischen Allüren, von vornehmer Gemüths, ein akademischer und doch interessanter Redner, der es liebte, über die rein politische Frage hinausgehend, einen höheren Standpunkt einzunehmen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens, sogar Literatur und Philosophie, zu freieren Formschön im Ausland, sind seine Reden auch sonst trefflich gegliedert und elegant aufgebaut. Bennigsen würde zweifellos große Erfolge in einem Parlament geistvoller Professoren von Welt erzielen; für das Haus in seiner leihigen Zusammenfassung langt sein hoher Stil und seine gemäßigten, temperierte Weisheit nicht. Nur wenn nationale Angelegenheiten zur Erwähnung kommen, flackert es wie Feuer in seinen Worten auf, und dann wehrt er den Brand schöner Begeisterung auch in andre Seelen zu überleiten.

In den berühmten „bewegten Mitträgen“, die jeder Parlamentarier gerade während seiner Anwesenheit im Hause mit solcher Gewisheit erwartet, daß ihr Ausbleiben ihn höchst mancherlei enttäuscht, zu lebhaften für und wider gehen die Reden Dr. Liebers und Bennigsen nie Anlos. Einmal gehören sie zu den Mittelparteien, die schon von Geburt lebensfähig sind und keine Lebensschancen entgähnen; außerdem respektiert man recht wie links in Lieber den mächtigen Condottiere, in Bennigsen den parlamentarischen Senor. Ganz andre Stimmungen

erweckt der Mann, der noch immer sozutagen das geistige Haupt der Linken ist, der „einzige Junggefell“ Eugen Richter. Er kennt seine parlamentarische Stellung, weiß, daß ihm das Ohr des Hauses unter allen Umständen gehört, und daß er wie keiner die Kunst versteht, unverwundbar auszusprechen, was andre nur eben zu denken wagen. So steht die Partei, die er ins Feld bringt, so groß steht immer noch der Führer da. Und das Bewußtsein dieser, freilich nur im Reichstag selbst zu fühlenden, für die Außenwelt kann noch mehrbaren Kraft drückt sich deutlich in seiner Haltung, seinen Mienen, seiner Sprechweise aus. Er behandelt die Redner, selbst wenn sie im Namen mächtiger Fraktionen reden, gern von oben herab; er vergißt nie, durch eine Geste, ein leicht hingeworfen Wort zu betonen, daß er Eugen Richter, der alle, gewiegte, vielgenannte Parlamentarier, ist. Sein ganzes Wesen atmet ruhige Sicherheit. Nichts in dieser Stimme, die der Demonie selbst angehöhen könnte, läßt auf den „einzigen gereizten, verbißnen Kerler“ schließen, als den ihn seine Gegner sehr zu Unrecht hinzustellen ließen. Die schneidendsten Sarkasmen, die verwegenen Angriffe bringt er mit der gleichen unverwundlichen Selbstverständlichkeit und ironischen Ueberlegenheit vor.

Als sein Widerspiel in jeder Beziehung stellt sich der große, weislosige Viehwech dar, der allerdings in dem Augenblick, da diese Zeiten vor das Auge des Vaters gelangen, als ein Opfer des „dolos eventualis“ Quartier im Charlottenburger Amtsgerichtsgefängnis genommen hat. Aber für eine „richtige“, eine „große“ Reichstagsöffnung ist er inenberlich, und so führen wir auch ihn hier in Wort und Bild vor. Alles an dem Alten ist in nerviger, fieberhafter Bewegung, sobald er spricht. Der rechte Arm durchschlägt unabhängig in phantastischen Linien die Luft; die Gesichtszüge kommen keinen Augenblick zur Ruhe, und die Stimme wechelt beständig zwischen zornigen Donner, wildem Geschrei und schwer, manchmal gar nicht zu vernehmendem Gemurmel. Richter stachelt den Feind oft bis ans Blut und erregt lautes Widersprechen, aber nie verlegt er die parlamentarische Form; wenn Viehwech redet, schallt es recht regelmäßig: „Ihr Ordnung! Ihr Ordnung!“ Und der Präsident sieht sich vielfach mandamental beauftragt, dem Alten vom Kreuzwege ins Wort zu fallen und seinem Gimmle Fegel anzulegen. Ein viel gewandterer und deshalb eindrucksvollere Redner ist Vogel. Auch ihm fehlt es wahrlich nicht an lodernem Temperamente, und wenn er zu guter Stunde, von Demosiphens antiphrastischem Geiste entflammt, seine laudabaren Kräfte erhebt, dann erschütter er nicht nur die Seelen seiner Parteireisenden. Allerdings besteht seine rhetorische Laufbahn nicht nur aus großen Momenten, und häufig genug auch aus dem die leichtbewegliche Phantasie schnell mal durchzieht, und der Dichtung oft unbefehlt für Wahrheit nimmt, dadurch aus Glattes. Aber das Haus hat ihm die feinen Schlappen und Fehlgrieffe noch niemals lange nachgetragen, er wird sehr ernst genommen und erreicht sich ungleich größerer Aufmerksamkeit als irgend ein anderer Sozialdemokrat, mit alleiniger Ausnahme v. Vollmars, der sich indes nur selten im Saale sehen läßt. Neben Vogel-Fant, dem freubunden und irreunden, nimmt sich Singer wie Wagner aus; was er sagt, und wie er es sagt, ist immer fähig, nur eben leider im Stile des „trostlosen Schließers“.

Den fleißigen Redner des Reichstages darf sich zweifellos Herr Richter nennen. Man merkt es dem fleißigen Mann gar nicht an, wie förmlich kampflüch, wie draufgängerisch er allereist ist. Er meint's immer bitter ernst, und da fällt es den Gegnern auf der Rechten oft sehr schwer, ihre erweis erst zu bleiben. Herr Richter hat arg unter Zwischenspielen zu leiden, und einige Mitglieder des Hauses betreiben es fast als einen Sport, ihn, wie man das nennt, zu „verallen“. Da die Qualität seiner Reden naturgemäß unter der Quantität ein wenig leidet, und da man die von ihm mit Eifer entwickelten Ansichten aus der weit verbreiteten Presse seiner Partei immer schon kennt, gilt es nicht für unerschließlich, während seiner oratorischen Gaben im Saale zu bleiben.

An markanten Rednerphänomenen ist die Rechte verhältnismäßig weniger reich als ihre feindliche Schwester. In der Opposition gebelien ja auch die Sprekulanten und nachliegenden Geirunden besser denn im Lager der Regierungslügen, als die man unter Konterrevolution wohl tröh allem ansprechen muß. Freiherr v. Mantuffel, der neben seinem Reichstagsmandat noch ein rundes Dapend anderer Ämter verleiht, entbehrt als „naturlicher Geelmann“ des trog begünstigten Schwanges und der Kraft, andre an die Glut der eignen Ueberzeugung glauben zu machen. Auch die Kunst des Vortrags, die des Redners Glut macht, mangelt ihm; nicht zuletzt trägt daran sein näselndes, schmarrnendes Organ schuld. Wie ein echter Geandteiner, mit einem ganz leisen Hauch der Berachtung für die ihm zührende Nation und etwas pedantisch humilitätlich sprich Graf Mirbach, wühingegen Graf Kanitz die trauernden Augen und auch die Redeweise des Zoologen hat, der radnwede die Gedanken zu Tage fördert. Unter den freikonservativen reden v. Stumm, der Völkchen einen, und der gemollte v. Kardex herber. Auch der Redner Stumm liefert vollständige Beweise für den Eitelkopf dieses self-made man; da ist alles bestimmt, dorb, fast

Es gibt in der Welt ein Land, das sich nicht nur durch seine Schönheit auszeichnet, sondern auch durch seine Fruchtbarkeit und seinen Wohlstand. Das Land ist ein Paradies für alle, die es lieben. Die Menschen sind glücklich und zufrieden, und die Natur ist so schön, dass man sich nicht vorstellen kann, dass es ein Land sein könnte. Die Menschen sind glücklich und zufrieden, und die Natur ist so schön, dass man sich nicht vorstellen kann, dass es ein Land sein könnte.

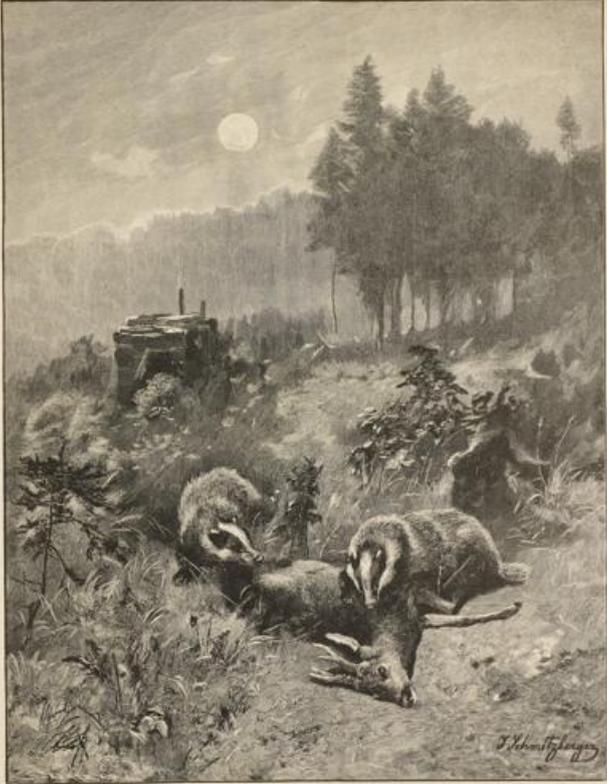


Tandem. Originalzeichnung von Charles Keiser. (Aus dem Buch 'Reisen' herausgegeben von G. B. Schöner.)

Die Welt ist ein großes Buch, das wir lesen können, wenn wir nur die Augen öffnen. Die Natur ist ein Meisterwerk, das wir bewundern können, wenn wir nur die Sinne schärfen. Die Menschen sind ein Wunderwerk, das wir lieben können, wenn wir nur die Herzen öffnen. Die Welt ist ein großes Buch, das wir lesen können, wenn wir nur die Augen öffnen.



Städtische Straße. Originalzeichnung von Johann Baptist. (Aus dem Buch 'Reisen' herausgegeben von G. B. Schöner.)



Tote, verwahrlohtes Tier. Originalzeichnung von J. B. Schöner.

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schivelbein.

(Fortsetzung.)

Johanna lief hinaus, und Felix lauschte in die dunkle Stube hinein, wo jetzt zwei weiche Stimmen durcheinanderklangen. Die Johanna war wie gesättigt von Järllichkeit; die des Kindes hell und golden wie Licht, süß und geheimnisvoll wie Vogelgezwitscher.

Dann trat Johanna wieder ein, auf dem linken Arm das Kind, das in einem rosenen Planellettel steckte, in der rechten Hand auf einem Brett Tasse und Milchtopf.

„Nun müssen wir dem Osef etwas vorexsen.“ sagte sie fröhlich und unterfangen und setzte sich mit dem Kinde am Tisch nieder. Sie glückte vollkommen der Photographie. Die letzte Spur von Bedrücktheit war verschwunden. Strahlend glücklich, stolz, frei, voll mütterlicher Würde machte sie sich mit dem Kleinen zu schaffen.

Felix sah stief und starr auf ihrem Schopf, ganz überwältigt in seiner kleinen Seele, wie es schien, von dem Wunder eines Besuchs. Er vergaß aber trotzdem nicht die Selbsthaltungspflicht, ließ sich die Tasse an den Mund setzen und trank in langen, tiefen, zuweilen von einem Seufzer unterbrochenen Zügen.

Obgleich eben aus dem Schlaf und aus dem dunklen Zimmer gekommen, blinzelte er doch nicht. Mit Huberts Augen, klar, fest, nachdenklich sah er den fremden Mann an; in göttlicher Unschuld und Unbefangenheit, ohne Schen, aber auch ohne lächelndes Entgegenkommen.

So sah sie eine Weiße Auge in Auge, der große und der kleine Mensch. Endlich bogen sich Karl zu dem Kleinen hinüber und hielt ihm die Hand hin, in die Felix ohne Jögern sein weiches, rundes Händchen legte.

„Ausgeschlafen, kleiner Kerl?“ rief er lachend. „Das sieht ja aus, als sollt's in den Morgen gehn, statt in die Nacht.“

„Weider ja.“ sagte seine Mutter, die leere Tasse niederlegend. „Wir werden Schelte kriegen vom Papa.“

Sie wollte ihn auf die Erde stellen, aber er hatte keine Lust und wehrte sich energisch. Da holte sie ihm seinen Mantel, und er fing sogleich an, geschickt und mit spitzen Fingern die bunten Klöße zusammenzufügen.

Johanna begann wieder zu plaudern. Von Wütlingen, den alten Zeiten, die doch trotz aller Bitternisse so unvergänglich schön in ihrer Erinnerung lebten. Von ihrem Vater, der längst wieder verheiratet sei, mit einem jungen Dinge, und der sie sicher in dieser Absicht aus dem Hause habe schaffen wollen. Von ihren Leipziger Verwandten, die voll sittlicher Entrüstung ihr hatten verwehren wollen, zu Hubert zu reisen, als er totkrank war, und die sie seitdem wie eine Verworfene behandelten.

„Ach Gott.“ fuhr sie träumerisch fort, „was fragte ich danach! Nur daß er lebte, lebte! Dies Glück, als ich ihn mir wieder zurechtgerafft hatte! Mein Eigentum, mein Kind war er, so schwach und weich.“

„Er hat mir's erzählt. Er dankt Ihnen sein Leben.“

„Ach!“ Sie errödete tief. „Mein bishen Verdienst! Nein.“ sagte sie leiser, „die Dampfmaschine war, daß ich die Sorgen für ein Weibchen ihm aus dem Wege schieben konnte. Die hatten ihn ja ganz aufgefressen.“

„Sie haben ihn viel geopfert.“

„Geopfert?“ Sie sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht recht. Dann seufzte sie. „Ach Gott! Sauer genug hat er mir's ja gemacht. Mit seinem verrückten Stolz! Er wollte keine Wohlthaten annehmen, nicht einmal von mir. Und wie es so geht: Schlag auf Schlag — kein Glück, bloß immer eine Widerwärtigkeit nach der andern, kaum daß er nur anfang, ein bißchen emporkommen. Da haben wir Stunden durchgemacht...“

Sie stand auf, als wolle sie dem Kleinen ein

andres Spielzeug holen. Aber sie blieb eine Weile nachlässig stehen neben dem Kinderstischchen, blickte dann durchs Fenster und zupfte die Nähtischdecke gerade, die sie dabei verschoben hatte.

Als sie wieder auf ihren Platz zurückkam, war ihr zartes Gesicht sehr blaß. Ihre schlanken Hände zitterten.

„Zuletzt hatte er allen Glauben an sich verloren. Auch an sein Talent, was das Schlimmste war, und an meine Liebe. Da hab' ich mir gar nicht mehr zu helfen gewußt und bloß immer gebetet, daß der liebe Gott ihm irgend ein Zeichen senden möge... so etwas Großes, das ihn herausriefe aus dieser schrecklichen Vutlosigkeit. Aber es kam nichts — und da blieb mir nichts andres übrig.“

Ihre Stimme brach. Ein kramphafes Zittern ging durch ihre Brust, doch sah sie mit klaren, trockenen Augen Karl ins Gesicht. „Sie sind ein guter Mensch.“ wiederholte sie mit rührender Zuversicht, „Ihnen kann ich ja alles sagen: ich hätte mit Freuden mein Leben für ihn gegeben. Ich dachte: dein Tod, der würde ihn aufrütteln. Aber das sollte nicht sein. — Und wie es dann so still und friedlich zwischen uns wurde... als er so glücklich aussah und dann in einem Juge sein Drama schuf... sein Sie, Herr Doktor, da hab' ich mir hundertmal gesagt: das kann keine Sünde sein, und es wäre klein und schlecht, wenn ich's je bereuen würde.“

Sie schloß mit leidenschaftlicher Inbrunst das Kind in ihre Arme und bedeckte es mit Küffen. Da geschah ein scharfer Zug an der Klingel, und sie ging hinaus, um zu öffnen.

Es war Hubert, der eintrat und stark die Hand entgegenstreckte. „Sieh da!“ rief er. „Sie sagten mir's schon. Und daß ihr euch gleich wieder angefreundet habt. Das freut mich, hauptsächlich ihretwegen.“

Johanna war wieder mit ihm ins Zimmer getreten, gefasst und heiter. Sie half ihm dienstfertig den Mantel ablegen. Bei seinen freundlichen Worten, die von einem guten, warmen Will begleitet waren, errödete sie tief und sah sehr jung und hübsch aus. „Ich habe sie mit hünergerissen in meine Einsamkeit.“ fuhr er fort. „Armer Schelm! Das ist nichts für Weiber.“

„Daß ich denn etwas entbehre?“ fragte sie mit einem innigen Blick. „Du hättest mich nicht so verwöhnen sollen. Freilich, mit dem Herrn Rechtsanwalt, das ist etwas andres. Der muß recht oft kommen. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?“

Während Karl sich zustimmend verneigte, sagte Hubert mit einem leichten Stirnrunzeln: „Aber du hast noch nicht gefragt für deinen Gast.“

Sie errödet. „Lieber Gott, ja! Und draußen steht alles! Ich hab's nur ganz vergessen über dem Plaudern. Verzeihen Sie!“

Ehe Karl noch ein Wort äußern konnte, war sie schon hinausgeschlüpft.

Hubert setzte sich haussüdtlich in die Sofa-Gade. Felix, der die ganze Zeit vergebens um seine Aufmerksamkeit gebettelt hatte, legte jetzt die runden Arme auf sein Knie, blickte verklärt zu ihm empor und stammelte voller Glückseligkeit: „Papa! Papa!“

Ueber Huberts fahles Astenegesicht flog eine glitzernde, verlangende Järllichkeit, als wolle er das schöne Gesicht emporkleben und mit Liebschlingen überhäufen. Nur einen Augenblick. Dann hatte es wieder seine farsassische Ruhe. Er klopfte dem Kleinen auf die runden Waden. „Na, da bist du ja, kleiner Kerl! Noch nicht müde?“

Felix schüttelte den Kopf und zeigte noch deutlicher sein Verlangen, auf des Vaters Schopf zu sitzen. Aber Hubert blieb ungerührt. „Geh spielen, an deinen Tisch. Sonst müßt du ins Bett.“

Des Kindes große Augen stunden plötzlich voller Thränen. Der kleine Mund zog sich herab. Aber wie ein Held verbiß Felix das Weinen. Nur ein Jucken der Brust verriet seinen Kummer, als er langsam nach seinem Spielzeug tappende.

Dem gutmütigen Karl war's, als müsse er dem Kinde nachhürzen, es aufheben, mit tausend guten Worten trösten. „Du scheinst ja wahrhaft spartanische Erziehungsgesundfänge zu haben.“ sagte er halb laut, damit das Kind es nicht höre.

„Ich muß es.“ erwiderte Hubert ebenfalls. Dabei

ging ein schmerzlicher Schatten über sein Gesicht. „Johanna verjährt ich mir schon genug. Und er braucht Härte. Für seinesgleichen hat das Leben keine Rosen.“

„Desto mehr braucht er eine sonnige Kindheit.“ „Nein.“ rief Hubert nach einem kurzen Nachdenken. „Aber das kannst du nicht so verstehen... Und auch für mich ist's eiserne Notwendigkeit, alles fortzuschleichen, was nicht meine Welt ist, meine eigentliche Welt.“

„Hubert — Mensch sein, das ist's doch!“ Ueber Huberts fahles Gesicht huschte ein dunkles Not. Seine Augenbrauen falteten sich dicht zusammen. Dann lächelte er bitter. „Ich bin's nur zu sehr. Dies Kind, so klug, so schön... mit seinen rätselhaft tiefen Augen — ich vergrößere es ja! Aber: Landgraf, werde hart!“

„Spitzfindigkeiten! Du lästest zu viel!“ Hubert lächelte, wie man über die Argend eines Kindes lächelt. „Was weißt du, Mädelchen! — Wenn hier oben Ebbe ist“ — er schlug sich vor die Stirn — „oder im Geldbeutel... und du bist dein Bestes aus wie sauer Bier... Sachen, die den ganzen Schund aufwiegen, der sich breit macht.“ Er schluckte mit Gewalt die Erregung hinunter, die in ihm aufstieg. Dann fuhr er ruhig fort: „Siehst du, dann kommt wohl die Verführung mit dem blonden Vorkentopf da und jetzt mir ein Familienidyll: ich selbst als würdiger Hausvater in geachteter bürgerlicher Stellung, Johanna strahlend im Besitz des legitimen Frauentitels... der Junge — Na, in solchen Momenten wär' ich fähig, mich als Koboldschreiber in irgend 'ner Zeitungschmiede zu verdingen.“

„Erlaube.“ unterbrach ihn Karl, „da stand doch mal was über dich in der Zeitung. Argend eine Järllichkeit sollte dich zu ihrem Bibliothekar ernannt haben.“

„Wurde nichts draus.“ Hubert dämpfte die Stimme, mit einem Blick ins Nebenzimmer. „Der hohe Rücken stieß sich später an meinen moralischen Qualitäten. Aber sie — Johanna — weiß nur, daß ich freiwillig abgetreten habe. Also still davon! Es hat sie sehr geschmerzt.“

„Das begreiß ich.“ murmelte Karl.

„Dem Himmel Dank! Ich hätt' mich ihretwegen bald ins Joch spannen lassen. So blieb mir's doch erwart, das einzige, was ich besaß, meine Freiheit, dem Mannon opfern zu müssen. Aber was denkst du so in dich hinein, Mädelchen?“

„Nichts. Ich begreiß es doch ganz gut, daß du mit den Reinspielen vier Treppen hoch wohnst und Anfang März nicht mehr heizest.“

Hubert lachte. „Verkenne nur ja nicht meine praktischen Talente, Mädelchen. Du stellst dir am Ende vor, daß ich, die Hände im Schopf, auf die benutzten gebrauchten Tauden warte? Herrgott, was hab' ich mir nicht alles für Preise bieten lassen! Mein Sauster würde mich über die Achsel anfehn, wenn er wüßte, wie mir die Arbeit von Wochen, Monaten, Jahren bezahlt wird. Ich habe mich bei Zeitungen und Familienblättern als Korrespondent, Referent, Rezensent anboten, ja, einem Witzblatt meine Feder zur Verfügung gestellt — lieber Himmel, an Galgenhumor kommt's mir doch nicht fehlen! Man hielt mich diesen wichtigen Aufgaben nicht für gewachsen. Ich habe Aufsätze, Essays, Feuilletons geschrieben, während in meinem Kopf die glänzendsten Ideen unbenutzt verpufften... Nun endlich!“ unterbrach er sich, als Johanna jetzt ins Zimmer trat, mit geröteten Wangen, ein Brett mit Tellern, Gläsern und dem Abendbrot in den Händen.

Die ganze Hast und der Eifer, mit dem sie draußen alles besorgt hatte, lag ihr noch auf dem Gesicht. Ihre Augen waren etwas ängstlich und heiteren sich erst auf, als Hubert gleichmütig blieb. Nun deckte sie gewandt den Tisch, stellte Brot, Butter und eine Schüssel mit kaltem Fleisch auf und lud freundlich zum Zulangen ein.

Während all dieser Gastierungen hatte sie von Zeit zu Zeit verstoßen Huberts Gesicht geprüft. Ehe sie sich setzte, trat sie noch einmal wie zufällig neben ihn und strich ihm leicht und sanft über das Haar. Diese schlichte Gebärde war von einer rührend demütigen Järllichkeit.

Er sah zu ihr empor, gültig und dankbar, aber ohne zu lächeln. „Was giebt's?“ fragte er.

„Ich hörte eben, zuletzt, wovon Ihr sprach.“ Sie sah unruhig und besorgt aus.

Er sog die Stirn kraus. „Kind, mach dir darum keine Kopfschmerzen! Ich thu's ja auch nicht. Das ist ja alles Quark! — Aber sieh einmal dort...“

Er deutete auf den Spielwinkel. Felix hatte den Vorkenofen auf die Arme gelegt und war fest eingeschlafen.

„Der arme Schelm!“ küßte Johanna und wollte zu ihm eilen. Aber Hubert hielt ihre Hand fest. „Lass ihn. Er schläft da ganz gut. Komm endlich zur Ruhe.“

Sie setzte sich gehorham nieder — man sah es, mit welcher Heberwindung — und bemühte sich, eine aufmerksame und geprüfte Witvin zu sein. Aber Karl Bedekind merkte wohl, daß ihre Heiterkeit ihr nicht recht vom Herzen kam, und daß sie fortwährend mit Bedauern an die unbequeme Lage des Stübes dachte. Doch wagte sie nicht einmal die Bitte, es ins Bett bringen zu dürfen.

Er beehrte sich deshalb so viel wie möglich, das Abendbrot zu abtrotieren. Und fast mit einem Aufatmen der Erleichterung erhob sie sich, als niemand mehr nahm, räunte in Eile ab und trug den festgeschlossenen kleinen Korbchen hinaus.

Alles das hatte Karl Bedekind bemerkt und ein tiefes Mitleid für diese arme Seele empfunden. Das war ganz so wie früher. Ja, noch viel unselfändiger, schener, zaghafter erdrieh sie ihm jetzt. Es ist ihre rechtlose, demütigende Stellung, dachte Karl. Und er nahm sich's vor, als Anwalt im höheren Sinne, was menschennützlich wäre, zu thun, um Hubert herauszuhelfen aus diesem Klenb. Und Johanna soll den Namen „Mutter“ in Ehren tragen, dachte er.

Nach einer halben Stunde lebhaften Wanderns brach Hubert auf, sehr zum Bedauern Johannas, die ganz verfunken ihm zugehört hatte. Er ließ sich aber nicht halten. Morgen früh müßte er frisch sein bei der Arbeit.

Die beiden Freunde gingen wieder ein Stück Weges zusammen. Karl sah noch immer Johannas Gesicht vor sich. Er war schweigm und verfunnen. „Nun?“ unterbrach Hubert ihn, „wie findest du sie? Willst du uns jetzt noch mit der Philisterelle messen?“

„Nein,“ sagte Karl. „Ich will euch nur wünschen, daß euer Glück bald feste Gestalt annimmt... daß es von Dauer ist...“

„Dauer?“ erwiderte Hubert. „Weißt du nicht, daß sie oft der größte Feind des Glücks ist? Das Leben erneuert sich von Stunde zu Stunde. Nach ein paar Jahren sind wir andre geworden, ohne es zu wissen.“ Und er führte diese Gedanken mit logischer Schärfe weiter aus. Wenn man ihn hörte, hatte er immer recht.

Mit einer wahren Angst ergriff Karl die Idee: wenn ihm Johanna auch mal im Wege ist, wenn ihre Liebe ihm eine Fessel wird — ob er auch sie opfern würde, dem Gotte in sich, wie er ihm Begehlichkeit und Wohlleben und bürgerliches Ansehen geopfert hat?

„Dummes Zeug!“ sagte er sich. Das wäre ja einfach Schurterei...“

Sie waren derweil in die Nähe des Zwingers gekommen. An der schmalsten Stelle der Straße, dem Prinzenpalais gegenüber, war der Gaul eines Pferdebehawagens geführt. Und während viele Hände sich bemühten, dem Tier wieder auf die Weine zu helfen, hatte sich eine ganze Wagenburg dort angehäuft. Die Oper war eben beendet, und vom Theaterplatz kamen Droschken und Equipagen. Omnibusse und Pferdebehawagen fanden in Reihen hintereinander. Die Kutscher flüchten und schimpfen, die Insassen der Wagen stecken ungebuldig und neugierig die Köpfe aus den Fenstern. Viel Volks hatte sich auf dem schmalen Bürgersteige angehäuft. Hubert und Karl kamen nur langsam vorwärts.

Plötzlich hörten sie neben sich ein rasches, lebhaftes Klopfen gegen die Glasscheibe einer Equipage. Erkant wandten sie sich um. Da sahen sie ein graubärtiges, lachendes Männergesicht neben einem reizenden Mädchenkopf hinter dem Fenster.

Der Herr winkte voll Freische und Herzlichkeit. Seine Bewegungen, sein Ausdruck waren jugendlich

kräftvoll und lebendig. Das Fräulein lächelte und nickte mit dem blonden Kopf, um den ein weißer Spitzenhaub geschlungen war. Auch ihr Händchen, schlank und fein, in einem silbergrauen Handschuh steckend, hob sich grüßend mit dem Fräulein. Dabei bligte es an ihrem Handgelenk, als hätte ein Stern sich dorthin verirrt.

In diesem Augenblick entwirrte sich der Wagenführer, der Kutscher tückte mit der Peitsche auf die Pferde. Das Bild war verschwunden.

Karl war sehr geliebt, wie vom Blig getroffen. Er starrte dem Wagen nach, der längst nicht mehr zu sehen war. Da hörte er Hubert neben sich lachen.

„War das ein Erkennen oder ein Verkennen?“ fragte er. „Du bist ja ist zur Statue entgeistert.“

Karl antwortete nicht gleich, doch ging er weiter, ganz mechanisch, und hielt das Gesicht noch immer von Hubert abgewendet, als sei drüben auf der Straße was Interessantes zu sehen.

„Ein Wiederfinden war's,“ sagte er endlich mit einer merkwürdig beklommenen Stimme, in der allerlei miltlang. „Ich wußte noch gar nicht, daß sie wieder hier sind.“

„Du scheinst ja vornehme Bekanntschaften zu haben,“ meinte Hubert mit leitem Spott. „Wer sind denn die Leute?“

„Berghauer. Konjul Berghauer.“

„Ah — der?“ machte Hubert langgedehnt. Karl lehnte ihm mit einer heftigen Bewegung sein Gesicht zu. Es war dunkelrot, erregt.

„Kennst du ihn?“

„Wer kennt ihn nicht, den Allermelstler?“

Karl Bedekind sah aus, als wolle er Hubert wegen dieses Ausdrucks auf Pistolen fordern. Er beherrschte sich aber und sagte mit etwas unnatürlicher Gelassenheit: „Allermelstler? Wieso denn?“

„Weil er überall dabei sein muß, der Mensch. Fortwährend steht ja sein Name in der Zeitung. Wenn irgend was gegründet werden soll, — in Humanität! Scheint er ja besonders zu machen — und in Kunst jeden Genres... Wie ein Mensch so vielseitig sein kann und so viele Interessen unter einen Hut bringen in seinem einen Schädel, das ist mir immer ein Rätsel gewesen.“

„Gar kein Rätsel, wenn du den Mann kennst. Er ist eben ein Mensch mit einem Adlerhorizont, ein Gitemensch... ein Mensch, der sein Stuch schnappt, wo er zufällig zur Welt gekommen ist, deshalb noch nicht für die Welt hält. Er ist in allen fünf Weltteilen spazieren gegangen... Kosmopolit... und deshalb steht er überall in unsern überlebten Einrichtungen, wo die Fehler stecken... überall will er helfen, bessern, Fortschritte, junges Leben sein. Geld und Arbeitskraft hat er genug, Einfluß auch, denn wenn's den Leuten nichts kostet, lassen sie sich's ganz gern gefallen, daß einer ihnen ihr verfestes Garn auseinanderbringt...“

Karl Bedekind brach plötzlich mitten in dem Loblieb ab, das er seinem Gomer aus vollem Herzen sang. Er wachte auf einmal, wer Hubert helfen würde und helfen konnte. Das packte ihn, als war ihm selber ein Glück widerfahren.

„Uebrigens kennen sie dich dort schon,“ fuhr er nach einem kurzen Stoden eifrig fort.

„Welche Ehre!“ meinte Hubert ironisch.

„Sie haben dein Stück gesehen, bei der Premiere.“

Huberts Gleichgültigkeit war plötzlich verschwunden. Seine dunkeln Augen begannen zu glänzen.

„Gesehn,“ murmelte er. „Also gesehn, wie der zahlungsfähige Theaterpöbel ein Drama ablehnte, kalt, stumpf, blödsinnig, — das...“

„Es soll auch Beifall gewesen sein.“

„Ja, ein Dugend Verständnisvoller gegen die kompatte Masse, die sich befreizigt, wenn ihr mal statt des süßen Breies eine gesunde, kräftige Kost vorgelegt wird...“

„Sie sind noch nicht reif für dich. Das war immer so, wenn ein Dandretcher kam. Erst schreien sie: 'kreuzige!' dann 'hosianna!'. Aber du hast schon deine Gemeinde. Das weißt du ja selbst. Der Konjul gehört dazu. Er bewundert dich... Ja, er bewundert dich,“ versicherte Karl trenherzig und nachdrücklich, als Hubert ungläubig die Achseln zuckte. „Und bei seinem Einfluß und seinen vielen Freunden — er hat sie ja, wie gesagt, in allen fünf Weltteilen sitzen...“ Wieder schien er einen

Ausdruck zu suchen, der zart und vorsichtig genug war, Huberts Empfindlichkeit nicht zu verletzen.

„Er würde sich riesig freuen,“ fuhr er nach seinem langen Aulauß höflich heraus, „wenn du... na kurz und gut... morgen... da kaufen wir ihn uns, nicht wahr?“

Hubert sah ihn an, als glaube er sich verbört zu haben.

„Ah?“ fragte er dann langsam, „ich — zu einflußreichen Leuten laufen? Stagbuckeln, scharwenzeln, meine Sachen anpreisen?“

„Dummes Zeug! Wer spricht davon? Einfach einen Besuch machen.“

„Nein,“ sagte Hubert mit großer Ruhe. „Du solltest mich doch genug kennen. So hinten herum einen Erfolg erschleiden...“

„Grüßleichen!“ Der verständige Karl wurde ganz wild. „Gergott! Du weißt doch, wie's geht! Das Schte, das Gute, das Große brandt am meisten Zeit durchzubringen. Es schmeißelt ja den Leuten nicht, steigt nicht zu ihnen herab, will sie zu sich heraufheben. Wenn nun da einer kommt, der was gilt bei der großen Masse; wenn er denn und jenem sagt: 'Da ist was Neues, Gutes! Das müßt ihr sehn!' Das ist doch noch kein Anpreisen!“

In einer ihm selber erstaunlichen Berechnung blieb Karl noch eine ganze Weile bei diesem Thema. Huberts Stillschweigen, Nachdenken, Ueberlegen machte ihn immer unversichtlicher. Es war ja ganz unmöglich, daß dem die Sache nicht endlich einleuchtete. Sie waren längst über die Augustusbrücke.

Karl hätte vor einer ganzen Weile abbliegen müssen. Aber ehe er seine Abzucht nicht erreicht hatte, dachte er gar nicht daran, Hubert loszulassen. Da blieb dieser plötzlich stehen. Sein Gesicht war finster und ablehnend.

„Wer war die junge Dame im Wagen?“ fragte er. „Wer anders als Fräulein Charlotte, die älteste Tochter,“ meinte Karl und lächelte plötzlich seine Ehren glänzen. „Es ist übrigens noch eine zweite da... ein reizender Madchisch... überhaupt ein Haus, so fein und angenehm...“

„Den Madchisch schenk ich dir vollends. Selbst die reifsten Weiber behalten stets etwas Laferetiges, Galbes. Menschen in höherem Sinn werden sie ja überhaupt nie... Und nun so ein grasgrüner, vorlauter Affe!“

Karl lachte, halb wütend, halb amüsiert. „Wer sagt denn das? — Vorlaut?“

„Sie sind's alle. Je weniger Mehl sie zu mahlen haben, desto lauter klappern sie.“

„Du hast eine ganz merkwürdige Art, das Weib in Bausch und Bogen abzuheben. Weil du's nicht kennst!“ sagte Karl, jetzt ernstlich böse.

„Kennst du irgend eine Frau so genau, wie ich Johanna?“ fragte Hubert überlegen.

„Johanna?“ rief Karl, „eine solche Ausnahme!“

„Der Typus des echten Weibes. Ein Nichts ohne den Mann. Alles, was sie wurde, hat und weiß, kam ihr durch die Liebe. Durch mich. Sie ist mein Geschöpf.“

„Sie hat Lehrgeld genug gezahlt —“

„Ja. Das Höchste, was das Weib für den Mann thun kann, hat sie für mich gethan. Weil sie weiß, daß ich ihr immerhin tausendmal mehr gegeben habe: meinen Geist, das Verständnis für höhere Genüsse... ja, ihre eigne Seele hab' ich herausgegraben aus Alltagswust und Weiberhorheit —“

„Dürcht war Johanna nie — wenn du nicht ihre Selbstlosigkeit so nennen willst —“

Hubert hörte nicht.

„Dum bleib mit dem Fräulein Berghauer vom Leibe — und auch mit deinem Konjul, trotz seines Adlerhorizonts. Was soll ich bei den Leuten? Ich habe weder Talent, mich protegierten zu lassen, noch auch, mich jungen Damen angenehm zu machen.“

„Gut!“ sagte Karl ärgerlich.

Er drehte sich kurz um und wollte gehn. Da nahm Hubert herzlich seine Hand.

„Ja, du braver Kerl, meine Stacheln hab' ich noch. Die sind noch nicht stumpf geworden. Gewöhne dich mir wieder dran.“

„Mit dir ist nichts anzufangen,“ brummte Karl. Aber er erwiderte doch den kräftigen Händedruck Huberts. Dann gingen sie jeder ihres Weges.

Etwa eine Woche danach, um die Mittagsstunde, sah Hubert grübelnd und verstimmt bei seiner Arbeit. Sie wollte nicht recht vom Fleck. Die Stimmung fehlte. Und je mehr er sich zwang und anälte, desto weniger wurde es das, was ihm vorwärtsbrachte.

Hart, nüchtern, trocken folgten die Säge aufeinander, ohne Leben und Wärme.

Das Frühstücksgeschirr stand noch auf dem Tisch. Das Zimmer war nicht aufgeräumt. Er hatte seine Wirtin, die heut etwas später gekommen war, als ihm passte, heftig angefahren und sie hinausgeschickt.

Zwischen Thür und Angel hatte sie ihm noch zugerufen, für die lumpyge Miete könne er nicht

beanspruchen, daß den ganzen Tag jemand zu seinen Diensten sei. Das hatte ihn heftig gereizt.

Und nun sah er da, aus seiner warmen, fruchtbareren Stimmung herausgesehen, ganz verzweifelt

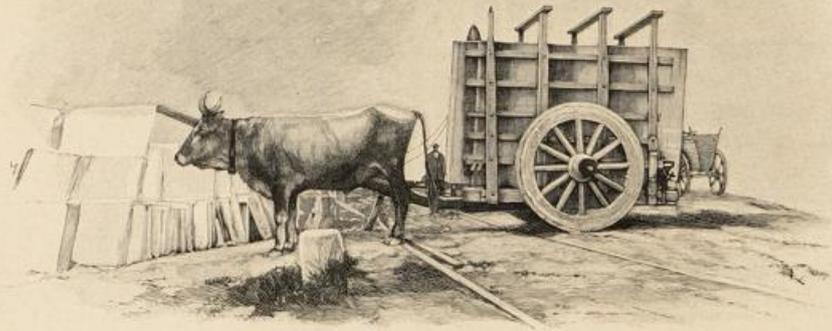
achtung, stets auf seinen äußeren Menschen verwendete. Da klopfte es.

Karl Wedekind! dachte er erfreut. Der gute Kerl hatte sich seither nicht blicken lassen, und Hubert

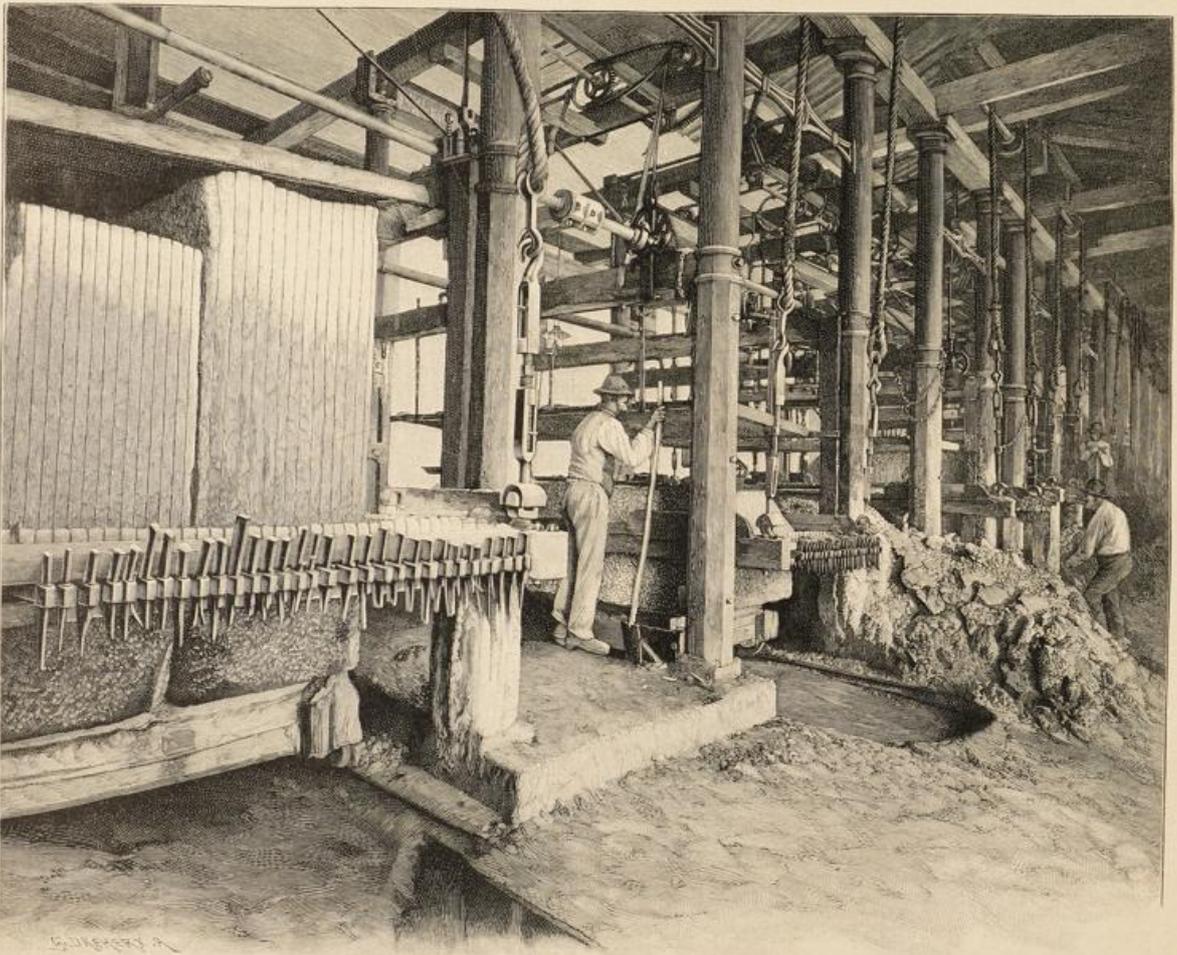
und so stumpf, daß er nicht einmal zu lesen im Stande war.

In solchen Stunden war ihm das Leben eine Qual. Er wäre zufrieden gewesen in irgend einer Thätigkeit, die ihn von seinen Gedanken abzog, seine Hände, seine Muskelkraft, sein Gedächtnis beschäftigte. Seine einzige Rettung war dann, daß er sich draußen im freien müde lief.

Auch heut blieb ihm nichts andres übrig. Er zog sich eilig und doch mit der Sorgfalt an, die er, aus Selbst-



Wagen zum Transport von Marmorplatten.



Innen einer Marmorgrube.

fürchtete schon, daß er ihn wieder mal auf längere Zeit verabschiedet habe. Auf sein freundliches Vereinzeln zeigte sich aber ein fremdes Gesicht in der Thür — ein kräftiges, rundes, energisches Männergesicht, von einem kurzen, graugemischten Vollbart umrahmt. Der mächtige Schädel mit kurzgehoorenem silberglänzenden Haar wie mit einem dichten Fell bedeckt.

„Entschuldigen Sie,“ rief der Herr lebhaft, „aber es war keiner draußen, mich anzumelden. Da muß ich's schon selbst thun: Konful Bergbauer. Also Sie sind wirklich der Hubert Schwarz? Das freut

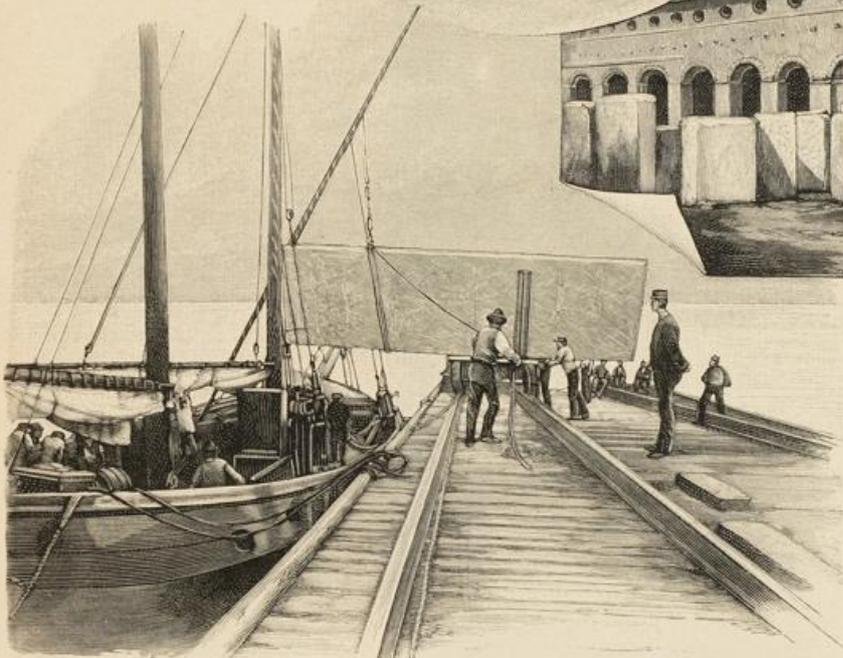


„Na, eigentlich einfache Kombination,“ erwiderte der Konful. „Ich weiß, Sie leben hier. Sie sind ein Augenfreund von Webekind. Außerdem — Sie sehen nicht aus wie alle Leute. Folglich war das Kunststück nicht allzugroß. Na — und da hab' ich mich gefreut, als der Webekind mir Ihre Adresse geben konnte. Möchte Sie nun auch persönlich kennen lernen, nachdem ich mich jahrelang für Sie interessiert habe.“

Er reichte Hubert die Hand, in einer unendlich einfachen, graden Art, bei allen guten Formen, die den Mann der besten Gesellschaft verrieten. Hubert fühlte sich warm berührt von der offenen Herzlichkeit des Mannes. Ja,



Marmorwerkstätte bei Carrara.



Verladung von Marmorblöcken.

es beschämte ihn, daß dieser so viel Ältere zu ihm gekommen war.

„Sie haben sich zu mir bemüht,“ sagte er. „Ich wohne leider sehr hoch und sehr schlecht —“

„Macht nichts! Meine Beine sind, gottlob, noch gut im Stande. Wenn man was Besonderes sehr will, muß man sich tummeln. Ein voriges Jahr erst noch auf den Pelus gelleitert, zum drittenmal. Und hier kommt' ich ja auch so gewissermaßen zu einem Vulkan. Hab' eine Eruption von Ihnen erlebt . . . in Berlin . . ., daß mir heiß und kalt wurde . . . davon später. Der Webekind übrigens wollt' erst nicht

mich ganz ungenein. Da hab' ich mich doch neulich abends nicht getraut, als ich Sie mit unserm Freunde Webekind unter der Straßentürne stehen sah. Sieh dir den an, Volo, hab' ich zu meiner Tochter gesagt, das ist der Dichter der „Vase.“

Dabei hatte sich der Konful ungeniert den „Griechischen“ herangezogen und ohne weiteres hermonisch darauf Platz genommen. „Sie erlauben,“ warf er nur hin, schlug die Beine übereinander und öffnete den Pels über der Brust. Seine Kleidung war bequeme und ohne jede geachtete Eleganz, aber vom feinsten Stoff.

„Ein merkwürdiges psychologisches Kunststück,“ sagte Hubert, der zu spät ein sah, daß er einen Fehler gemacht, indem er dem Gast nicht gleich einen Stuhl angeboten hatte. Aber das Bewußtsein der armseligen Umgebung, die Beschämung über die Unordnung hatten ihn im ersten Augenblick sprachlos gemacht.



Transport von Marmorblöcken.

'rausrücken mit Ihrer Adresse. Sagte so was, daß Sie zu stolz wären, zu mir zu kommen. Nun, ich bin nicht stolz. Hab' mir's abgewöhnt. Bin höchstens darauf stolz, daß ich's nicht bin. Aber zu dem Standpunkt kommt man erst in meinem Alter. Drum bin ich also bei Ihnen. Aber ich sag's Ihnen gleich: ich habe schlimme Absichten — er sah Hubert lächelnd an, nahm die Brille ab und rieb sich die Augen — „ich will ein Attentat auf Ihre Freiheit begehen.“

Hubert antwortete mit einer leichten Verbeugung, einem erwartungsvollen Blick.

„Ich will Sie entführen,“ sagte der Mann in seiner energischen Art. „Unten steht mein Wagen. Zu Haus warten meine Töchter, daß ich ihnen den seltenen Vogel bringe, der zu stolz ist, sich freiwillig auf unser beschiedenes Haus niederzulassen. Die Vögel ist extra dabeiin gelassen, läßt ihre Kiste in der Galerie eintrocknen. Wenn Sie mich im Stich lassen, kriech' ich saure Gesicht. Wollen Sie mir das antun?“

„Derr Konjul,“ sagte Hubert, seltsam berührt, ja beinahe bewegt durch so viel Güte und Zuversicht, „ich habe die zwingendsten Gründe, die Ehre, die Sie mir erweisen, zu meinem schmerzlichen Bedauern — abzulehnen.“

„Tho!“ rief Bergbauer. „Gut geredet! Also die wären?“

„Ich muß es vermeiden . . . das sage ich nicht etwa aus Bescheidenheit . . . in der Hinsicht halte ich's mit Goethe. . . ich weiß ganz gut, wer ich bin . . . aber gerade deshalb, Derr Konjul . . . mein Stolz, mein Selbstbewußtsein . . .“

„Ehrlich gesprochen!“ rief Bergbauer warm. „Sie sind mein Mann . . . Was noch?“

„Außerdem — ich bin so ganz auf meine Arbeit angewiesen — und nicht so bodenlos leichtsinnig, meinem Vergnügen . . .“

Bergbauer streckte energisch abwehrend die Hand aus.

„Da ligt er, der Irrtum nämlich. Laß' ich einfach nicht gelten. Bewundere, wie billig, Ihre Charakterstärke, aber . . . das sag' ich Ihnen — na, ein Diplomat bin ich nicht — darf ich's sagen?“

Hubert nickte. Sonst hielt er's immer für eine Unverschämtheit, wenn jemand sich's herausnahm, ihm „seine Meinung“ zu sagen. Unter der Firma hatte sich die gemeinte Bosheit, der blasse Reiz, die ohnmächtige Gier nach dem Vergnügen gezeigt, ihr Gift gegen ihn zu verspritzen. Der Mann aber — so herzlich, so einfach, so väterlich . . . Wenn du den zum Vater gehabt hättest, durchführ' es ihn, was wär' aus dir geworden!

Und frei und offen sagte Bergbauer dem Dichter, was ihm an der „Buse“ aufgefallen war. Es sei ihm alles zu sehr in's „Ueberlebensgroße“ verzerrt. „Einfacher, natürlicher!“ schloß er. „Sie mit Ihrem Talent, Sie müssen die Leute paden, daß sie sich die Seele aus dem Leibe holen.“

Hubert stand, mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt. Er sah ernst und nachdenklich aus, doch nicht wie ein in seiner Güte getränkter. „Fahren Sie nur fort,“ sagte er mit der Sanftmut eines gebändigten Löwen.

„Es leuchtet Ihnen ein?“

„Ich wachte es längst.“

„Derrlich!“ rief Bergbauer. „Die Erde hat Sie wieder! Steigen sie nur herunter von Ihrem zügigen Turm! Writen hinein ins Marktgewühl. Studieren Sie die Männlein und die Fräulein . . . vor allem aber die Fräulein!“

„Derr Konjul —“

Ein humoristisches Lächeln umspielte Bergbauers Lippen. „Ich weiß, ich weiß: Sie lieben die Menschen nicht. Sie ist Ihnen unheimlich, diese sogenannte ‚Menschheit‘. Und auch mir — ich gesteh's — sieht sie so groß ein fasses Grausen ein, wenn sie in ihrem unanständigen Drange nach Fortschritt Millarden von uns Infusorien zu Frei tritt — wie nichts.“

„Aber nun schauen Sie näher zu: die Einzelheiten, der Einzelne. Der Mensch. Wissen Sie, was in dem Wort ‚Mensch‘ liegt? Leidensgefährte! Alle. Alle. Schauen Sie nur! Das ist, als wenn Sie durchs Mikroskop sehen — ein Wassertropfen — aber eine Welt wimmelnder Geschöpfe. Und jedes hat sein eigenes Leben, sein Wünschen, seine Schmerzen, seinen Tod.“

Hubert Schwarz nickte. Ja, hinein ins Leben! Menschen kennen lernen, studieren, die Ehen, den Stolz, die falsche Scham abwerfen, die ihn einsam und fast menschenfeindlich gemacht hatte! Da freudt sich ihm eine warme, liebevolle Hand entgegen. Soll er die fortziehen?

Der Konjul erhob sich. „Sehn Sie, Hubertus



Unvollendete Statue des heiligen Matthäus von Michelangelo.

Schwarz, das alles sag' ich Ihnen, weil ich an Ihr Talent glaube. So! Nun den Mantel um! Gepugt sind Sie genug. Meine Frauenzimmer daheim sehn auch lieber ‚Menschen‘, als geschneigte Affen.“

Und Hubert Schwarz that, was er selber vor einer Stunde noch für unmöglich gehalten hatte: er folgte dem Konjul in dessen Haus.

Die Fahrt in dem schönen Wagen, durch den hellen Märztag war Hubert ein nie gekannter Genuss. Breit und glänzend lag der Strom, den blauen Himmel spiegelnd. Ein kleiner Dampfer fuhr stromaufwärts, wie in den Frühling hinein, mit seinem frischen, grünweißen Kleid. Die Ufer schimmerten in den feinsten Tönen, zartes Silbergrün, braun, violett . . . die Ferne ein Duft.

Fast bedauerte er's, als der Kutscher plötzlich in ein Gartenthor einlenkte, über einen kiesbestreuten breiten Weg fuhr und vor einem schönen Sandsteinportal hielt.

Der Konjul selbst half Hubert ablegen. Dann nahm er ihn ungeniert bei der Schulter und schob ihn durch eine Flügeltür, die ein Förschen geöffnet hielt, vor sich her ins Zimmer.

Aber das Zimmer war leer.

„Zum Studium!“ rief der Konjul, enttäuscht umherblickend, „ist denn niemand da?“

Er schlug die Portieren eines Nebenraumes zurück. „Solo! Aber so kommt doch!“ rief er voll lebhafter Ungebuld. Und zu Hubert zurückgewandt: „Die ist gerade wie Sie. Wenn die ihre Arbeit vorhat, kann das Haus brennen. Sie ist nicht wegzutreiben.“

Durch die Portiere trat eine junge Dame, sehr schlank und hochgewachsen. Etwas Palmenartiges, sagte sich Hubert, überwiegt durch diesen geschmeidigen Wuchs. Sie schien fast zu groß in ihrem glatten silbergrauen Kleide, das die zarten Linien der Gestalt grazios herausmodellierte.

Ein leichtes zurückhaltendes Neigen des kleinen blonden Kopfes. Dann berührte eine weiche, kühle Hand die seine. Und so eine Hand! dachte er stannend. Wie die Brust einer Schwalbe, so leicht, weiß und weich.

„Da hab' ich ihn euch also wirklich gebracht,“ rief der Konjul, vergnügt die Brille abnehmend und die Augen reißend. „Hier also, Nr. 1 — das ist Solo. Auch eine . . . das heißt von Ihrer Gemeinde.“

„Papa!“ sagte die junge Dame leicht zurückweichend.

„Etwas nicht?“ Er zwinkerte Hubert mit den Augen. „Sie versteht sich! Weiber! Ph! . . . Werden schon gute Freunde werden. Will mir derweil die andern zusammenholen. Solo, repräsentiere!“ Und er war mit großen Schritten hinaus.

„Also bitte!“ sagte Fräulein Charlotte, mit einer vornehm gemessenen Handbewegung den Gast zum Sitzen auffordernd. Von der begeisterten Aufnahme, die ihm der Konjul in Aussicht gestellt hatte, war in dem Weien der jungen Dame nicht das geringste zu spüren.

„Der Papa hätte doch klingeln können,“ sagte sie. „Aber es dauert ihm immer alles zu lange. Nur nicht warten müssen. Sie werden sich ja auch gewundert haben, daß er Sie so ohne weiteres mitgeschleppt hat.“

Mitgeschleppt? — Hubert fühlte sich fast beleidigt durch das Wort, den Ton, die unterschiedene Art, mit der die junge Dame ihm dabei ins Gesicht sah.

„Nun,“ sagte er, Platz nehmend, „wenn ich nicht gern gekommen wäre, so läßen Sie mich nicht hier, mein Fräulein.“ Er fühlte, daß ihm das Blut in die Schläfen stieg. „Gern?“ meinte sie kühl. „Doktor Bedekind erzählt doch, daß Sie sich mit Händen und Füßen gestrandt hätten, uns zu besuchen.“

Sie hatte sich in das kleine Sofa ihm gegenüber gesetzt. Ueber ihrem feinen Kopf breiteten sich die langen grünen Wedel einer Phönixpalme. Das duftige Säulegewirr einer Gruppe von Farnen gab ihrem leichtgetrauten goldbraunen Haar einen bezaubernden Hintergrund.

(Fortsetzung folgt.)

In den Marmorbergen.

von

Ipsolde Kurz.

II. Serravezza.

Man redet gemeinhin von carrarischem Marmor, wenn man die edelste Marmorart, die heute in Handel vorkommt, bezeichnen will. Aber die Fachleute wissen, daß in diesem Jahrhundert Carrara als Marmorort nicht entthront worden ist; das benachbarte Serravezza hat ihm den Rang bedeutend abgelauten. Dort sind die schon von Michelangelo angelegten Marmorbrüche, die zu seiner Zeit wegen mangelnder Transportmittel nicht ausgebaut werden konnten, durch einen unternehmenden Schweizer, Herrn Genzani, nutzbar gemacht worden, und dieser liefert jetzt den Bildhauern ein Korn, dem Carrara nichts Nehmliches an die Seite zu setzen hat. Sein ist fast aller Marmor, den der mächtige Gebirgsstock des Apennin in seinen Klüften trägt, und er gibt mit seinen Unternehmungen der ganzen Gegend Arbeit und Brot. Nur wird durch die

laufmännliche Ausbeutung der Kunst leider ein schlechter Dienst erwiesen, denn die Spekulation hat den Preis des löstlichen Materials zu fast unerhörlicher Höhe hinaufgetrieben.

Die Brücke von Serravezza wird nicht so bequem zu erreichen wie die von Carrara; dafür hat ihre Befestigung aber die Reize einer wilden Bergwelt.

Von der Station Anzereto, die durch die Aufschüttung „Serravezza“ täuscht, liegt das wirkliche Serravezza nach verschiedenen Kilometer entfernt. Das ganze Gelände ist ein einziger Alpenbau, der wie ein Lichtganz Schleier zwischen See und Gebirge liegt; der rote Marmorbruch von Ceragiola schimmert kräftig hindurch. Mit Freuden lernt man hier einmal den natürlichen Wuchs des Laubbaumes kennen. Drüben im Florentinischen und den angrenzenden Gebieten ist er verschmitten und niedergebunden; hier aber erreicht er mit seinem vielblättrigen verschlungenen, ganz abenteuerlichen Stamm und der stolzen Krone eine gewaltige Höhe. An den Häusern ranken hohe Orangepalme, und feurig leuchten die reifen goldenen Völle aus dem grünen Blätterdickicht hervor. Es ist förmlich still; nur die weißen, tiefgestuften Wege und die merkwürdig ziehenden Marmorstufen lassen die Nähe eines Industriebauwerks erkennen.

Bei Ceragiola sind wir schon im Gebirge. Nur einen Pfad im Vorbermanndern auf dieses überaus hohe Felsenriff mit seinen hängenden Gärten, keinen von Farn umponnenen steinernen Treppchen, den Thobogen, durch welche weitere Steintreppen sichtbar werden, die in die natürlichen Felsenstufen übergehen, einen andern Pfad auf die rauhen Klüfte führen, die hoch über diesen Terrassen auf die Mauern Lüfte führen — und nach kurzer Wanderung haben wir Serravezza erreicht.

Das Städtchen liegt schon an Zusammenfluß der Bergströme Serra und Vega, von denen der eine aus den Schluchten des Altissimo, der andre von Valdarni herunterläuft; Marmor liegt an allen Ecken und Enden, die Straßen sind schwarz wie in Carrara, und auch das Gepöde und Gehäuswerk ist dazwischen wie dort.

Auf der Brücke, die neben der ersten Sägemühle über die Vega führt, eröffnet sich ein Blick in die innere Bergwelt. Das enge Bergthal erscheint im tiefen Hintergrunde von der Pyramide des Monte Forato abgeklüftet. Unmittelbar davor hebt sich bei klarer Luft das fuppelartige Haupt eines räumig freistehenden, niedrigeren Berges ab, der die Gestalt eines Turmes hat und wie von Menschenhand gebildet aussieht. Er heißt der Picco di Serravezza und ist dadurch merkwürdig, daß sich an ihm die nie verklangene Sage knüpft, es sei Michelangelo's Abdruck gewesen, einen von den Bergen der Apenninischen Alpen in eine Kolossalstatue zu verwandeln.

Die beiden Ufer der Vega sind von Marmorlagern umgeben, die mit den Wässern um die Bette fließen. Auch hier lagert Marmor in Mengen, aber die jungblauen Berggänge mit den niederfließenden Wässern, dem hübschen Ginter und dem alten, hübschen Grün der Steineisen mildern das grelle Weiß. Eine Geröllhalde steht sich wie ein Gletscher ins Thal, daneben die Kutschbahn, auf der von hoch oben die Wälder herabgelassen werden. Still und verlassen liegt der monumentale Reizenbau eines aufgegebenen Eisenwerkes inmitten der geruchvollen Pechsteinwelt.

Hinter Ruofina verläßt die Straße das Vega-Ufer und biegt in die rauhe Schlucht des Cantoli ein, der ein wildes Geröll in seinen grünen Hüften wälzt, und dem von allen Seiten herab die Wässer als breite Strahlbäche oder als dünne Fäden zukücheln. Von oben blüht hier und unzugänglich das weiße Bergquarz herunter, dessen jenseitiger Gang von uns erhöhen werden soll.

Hier hinauf in diese Tiefe sind uns die Mühlen gefolgt, freilich immer kleiner und primitiver werdend. Nach der letzten, die nur noch eine Rinne ist, empfängt uns die große Bergwelt, in der man nichts mehr hört als die brausenden Wässer und Vogelgeklirr.

Die Schlucht erweitert sich und mündet auf eine mächtige weiße Geröllhalde, zu deren Füßen unter spätem Baumwuchs und Ginter eine Steinhülle steht, und ein paar Arbeiter sind dort mit dem Zubauen von Marmorblöcken beschäftigt. Diese Marmorwelt heißt der Giardino, und der Name wird erst verständlich durch den Kontrast mit der nackten, sonnenvertraumten Bergwand, die wir zu überwinden haben, um die tote weiße Marmorregion zu erreichen, die jenseits des Tunnels liegt.

Wie eine Wendeltreppe zieht sich der schmale Fußweg in enobler Steigung hinauf; die Abgründe, die zu unser Rechts immer tiefer hinunterfallen, sind nur selten durch Gebüsch oder blühendes Farnkraut dem Auge an einen Moment entzogen. Hier wandern früh am Morgen die Frauen von Ruofina und Serravezza hinauf, ihren Männern den Mundvort in die Brücke tragend; herrliche Gestalten, die mit nackten Füßen, schwere Körbe auf dem Kopf, leicht wie im Flug den feingliedigen Gang erkennen. Den Städtchen legt er eine nicht verdächtige Lupe auf.

Oben öffnet sich das schwarze Loch des Tunnels, der in die Marmorbrücke führt. Ein alter Mann, der am Eingange baust, sollte die Wanderer mit einer Laterne versehen, aber offenbar ist er mit dem linken Fuß aus dem Bette gestiegen, denn er weigert sich mit Gehirnen. Es

wird der Kestel geföhrt, den Tunnel auch ohne Laterne zu betreten.

Wohl zwanzig Minuten lang geht man durch Finsternis und unergründlichen Schmutz. Von der Tiefe träufelt die Kälte wie ein Regen herunter. In der Mitte, als schon von Ausgang her die Tagelöhne wie ein fernes Lichtschein hereinströmen, erwarrete uns ein unbekanntes Abenteuer. Wir vernahmen plötzlich ein verdächtiges Geräusch, das Tagelöhne verschwand, das Gemölde schütterte, und Qualm erfüllte den Tunnel. Niemand hatte an die Marmifera gedacht, die in diesen Bergen ohne Schienen als ungeheure Dampfmaschine fährt. Das Stampfen und Donnern kommt näher, ein rotes Auge stiert uns durch die Dunkelheit an. Wir wissen weder, wie groß ihr Umfang ist, noch auf welcher Seite des Tunnels sie heranzieht. Rufen wäre bei dem Lärm vergeblich, also drückt die Gesellschaft sich platt an die Wand, die einen das Gesicht, die andern den Rücken der unbekannten Gefahr zuwenden. So verdingen Minuten, der Qualm wurde immer dichter, bis der schwarze Koloss hart in unserer Nähe hielt. Ein Mann, der mit der Laterne vorauslief, hatte uns entdeckt, wie Fledermäuse an der Wand lebend, und betrete uns aus der peimlichen Lage.

Einmal am Tageslicht, geht es im Lauf bis zum Marmorbruch Tagliate. Eine Schienenbrücke führt über die Schlucht der Rurria Secca, deren wasserloses Bett sich hier so erweitet, daß es einem schlammigen, verrottenden Bergsee gleicht. Am Eingang des Berges sind zu beiden Seiten feste Stützpfiler und lange weiße Mauer aus geschichteten Marmorgeröden aufgeführt. Kleine Hüften aus unbekanntem Marmor, gleichfalls ohne Kitt zusammengefügt, stehen da und dort verstreut; ihr Dach bilden glatte Marmorplatten, die durch große Brocken roten Marmors behohlet sind. Man kann sie nicht ansehen, ohne an das „jüdische Häuschen“ der Hoge aus dem unversehrten deutschen Märchen zu denken.

Das Betreten des Marmorbruchs ist hier völlig gefahrlos, nur daß der Fuß einige Risse hat, sich auf dem Marmorgrund, der von Rollen der Steine glattgeschliffen ist, zu halten. In großen Quadern liegt der abgepresste Marmor umher; er ist von vorzüglicher Qualität und wird isehen von den Steinmetzen getrimmt, um in die gähnende Tiefe geschüttet zu werden, die sich schon zum großen Teil mit dem Gerölle angefüllt hat. Auf diese Weise entstehen die schichtbaren Gletscher, kammen gibt es auch, denn in der Höhe über uns wird der Berg „gebohrt“, und massenhaftes Geröll fällt stürzend herunter. Jeden Augenblick heißt es aufpassen und zur Seite springen. Ganz oben auf dem Geßel sind angelegte Mauer behäftigt, eine Mine anzulegen; von unten gehen sie so wenig, daß ihr Thun sich nicht verfolgen läßt.

Besser hätte es der Hölle nicht mit uns meinen können; durch den Rührer, einen weiterbaren Alten mit weißhaarigen Charakterkopf, erfahren wir, daß uns noch ein dramatischer Vorgang erwartet. Man beabsichtigt, eine der größten Minen sprängen zu lassen, die der Berg seit lange erlebt hat. Ein ganzer Feldvorsprung soll entfernt werden, damit das tiefer liegende edlere Gestein frei wird. Doch es soll noch eine starke Weile dauern, und unterdessen haben wir Zeit, uns weiter umzusehen.

Ein weißer, mit Schienen belegter Weg windet sich zwischen Bergwand und Abgründ hin; er führt tief in die Wälder der weichen, starken Marmorwelt hinein. In diesen Wäldern schlümmert das Kunstwerk der Zukunft! Wenn der Berg auf einen Augenblick durchdringt würde! Sein Schoß ist ganz voll von Monumenten und Statuen; auch die Könige und Völden, die Dichter und Denker und Künstler der Nachwelt sind hier in Marmor beheimatet. Welche erlauchte Gesellschaft! Aber es geht eben so wie in der Menschewelt; auf viele Nieren kommt ab und zu ein Treffer. Mancher ist nur hier, weil ihm die urteillose Menge einmal nachlaufen wird, und er verpörrt Besseren den Platz. Aber getroßt: die Großen, auf die die Menschheit wartet, sind mit darunter.

Unterdehen ist die Mine fertig geworden; mit einem eichenen Stab und etwas ausgehöhltem Wasser haben die Arbeiter ein tiefes Loch in das Gestein gerammt. Es wird ganz mit Pulver angefüllt und an der Oeffnung fest verstopft. Bevor die Lunte entzündet wird, ruft der Minenleger von Felsen herab mit einer Stimme, die bis in die fernsten Thäler und Schluchten trägt: „Mine — hoo!“ worauf seine Geföhren eilig das Weiße suchen. In einem Nu ist der ganze Bruch von Menschen leer. Wir werden von dem Künstler tief auf den Schienenweg zurückgebrängt, wo hache felsenhöhlen Bedung gewöhnen. Nochmals ruft der Minenleger ein lauschendes „Ho!“ zum Zeichen, daß die Lunte brennt, dann aberklettert er am langen Seile so rasch wie möglich den Felsenhäutzel, hinter dem er sich verbirgt. Aufstehender Qualm zeigt schon die Stelle, wo die Lunte raucht. Quallose Stille tritt ein, es dauert eine Zeitlang, bis die Lunte nach innen gebrannt ist, worauf der Rauch sich verzieht. Nach ein paar Sekunden, und nun ein heftiger Schlag, dessen Echo von Thal zu Thal fortballt, — man sieht Felsstücke in die Luft geschleudert und sollte nach der Erschütterung glauben, die ganze Felsenwelt sei eingestürzt. Doch erweist sich bei der Besichtigung die Wirkung der Mine als ziemlich geringfügig.

Nun hat uns der Berg gestreiftlich mit all seinen Wundern bekannt gemacht, und wir können jubelnd gehen. Es verzieht sich von selbst, daß wir diesmal den Tunnel mit einer Laterne passieren, und so fößt uns dort kein weiteres Abenteuer zu.

Um die steile Bergwand des Giardino zu vermeiden, folgen wir auf dem Rückweg der schönen Fährstraße, die von den Lehrstufen und der Marmifera benutzt wird. Nach wenig Schritten ein überaus schönes Bild: die weite Bergwelt, die zu unsern Füßen liegt, ist ganz unten am fernem Horizont durch einen blauen Streifen abgegrenzt; mit dem Fernglas lassen sich weiße, bewegliche Punkte darauf erkennen. Es ist das Meer mit seinen Segeln, das weite, blaue Meer, das uns erwartet! Dort hinunter geht unser Weg, und es ist, als wähehen uns Flügel bei dem Anblick. Aus der Tiefe läuten jetzt die Abendglocken; ein friedliches Thal mit blühenden Strichbäumen, das ebenig in Deutschland liegen könnte, ladet zu frischem Abstieg ein.

Doch der Berg will uns nicht entlassen, bevor er uns noch ein letztes Wunder gezeigt hat. Auf halber Höhe der steilen Halde liegt eine kleine graue Dorfchaft hingehaut: Terrina heißt sie. Auf abhälligen Gassen, die mit spitzen Steinen gepflastert sind, ruht und stolpert man da in eine verzauberte Welt hinein. Die müden Sinne sind kaum mehr tätig, neue Eindrücke aufzunehmen, aber die Ueberräschung rüttelt sie noch einmal wach. Wie sind zwischen zwei enge Reichen kleiner, wässiger Steinböden der erstarrlichen Architektur geraten; sind sie gemauert oder aus dem lebendigen Gestein gehauen? Es läßt sich nicht erkennen, so grau und bröckelig sind Thobogen, Treppen und Böden, so aber und über mit Farn behangen. Viele Gassen sind gänzlich überwölkt, so daß nie die Sonne hineinshent; über die andern führen von den Dächern schmale feinerne Brücken hinüber. Schöne Frauenbilder steigen müdelos mit bloßen Füßen auf den spitzen Wasser herauf; sie tragen große, schwarz gefornete Geköse auf den Köpfen. Endlich gelangen wir, immer absteigend, aus der Dämmerung wieder ins Helle; ein hacher Kirchplatz thut sich auf, wo die ganze Dorfgebung laterabendlieh beheimatet ist. Die Kinder haben große hölzerne Schwärmer in der Hand, wie sie in der Karwoche durch ganz Toskana üblich sind, und sie empfangen die Fremdlinge mit bestäubendem Lärm. Und um das Maß des Verdrübenlichen voll zu machen, rast plötzlich ein Wahnsinniger, barfuß, die Giebel aus unbegriffliche Iselernd, durch die Aender, die nur noch toller hinter ihm herläuft, bis der Unglückliche durch das hintere Wörtchen der Kirche verschwindet.

Mit einer Art von Obsession verlassen wir das verödete und doch so seltsam schöne Nest, und drängen unter den eben ausschlagenden Kastanienbäumen tragen wir uns, ab nicht das ganze Terrina eine Fieberwahn unter überwüdeten Kerzen gewesen ist. Jetzt noch ein heiler Abstieg vierzig Minuten lang auf einer Pflasterung, die ein böser Geist errichtet hat, dann ist die Gansolbrücke erreicht, und unten an der Ufer hält schon der Wagen, der uns in unser Nachtquartier an der Marina von Fortedimarmi tragen soll.

Wie im Traum fliegen noch einmal die Erinnerungen des Morgens vorüber: die Gansolbrücke, das Eisenwerk, die Mühlen, aber es dämmert schon, und die Müdigkeit wird übermächtig. Auf der Landstraße von Ruofina bot sich den schlaftrunkenen Augen eine letzte Ueberraschung. Da stand im Mondlicht einam ein marmorner König am Straßenrand, lebensgroß, im wallenden Mantel, die Krone auf dem Kopf, mit dem Gesicht der Bergwand zugewandt. Wie er dahin gekommen, weiß ich nicht; vermutlich war es ein „verhaunener“ Stein, den die Punktierten aufgegeben hatten.

Die Gegend wird immer flacher, bis etwas Helles durch die Laubäume schimmert, und ein wachsendes Rauschen kündigt die Nähe des Meeres an. Fortedimarmi liegt vor uns, das mit seinen von Marmor bedekten Strände in der Abendstille einem weiten Friedhof gleicht. Hier gibt es Nachtquartier, gute Kost, reinen Wein, und das Meer singt uns ein donnerndes Schlaflied. In der Frühe des andern Morgens sehen wir noch den Marmor auf die Schiffe verladen, reisefertig für den Weltbandel, dann lagen wir den Marmorbergen und allen ihren Wundern Lebenswohl.

Wenn der Leser noch einen Augenblick Geduld hat, möchte ich ihm jetzt ein letztes Bild zeigen: den Marmor, der im Begriff ist, menschlische Formen anzunehmen. Michelangelo pflegte zu sagen, daß die Statue schon fertig im Block stehe, man brauche nur die Schale wegzubrechen, und es ist ein tiefes Geheer der Marmorplastik, daß man her den Stein, aus dem sie hervorzugehen ist, noch ansetzen soll. Das unmittelbare Hervorspringen des Werkes aus dem Block giebt die Alten bei diesem Grundgesetz fest; darum sind ihre Schöpfungen so überzeugend und dem Auge so wohlthuend.

Geizutage wird das Loswinden aus dem Steine meist dem Punktierten überlassen, der nach mechanischen Messungen am Gipsmodell den Marmor um und um wagt, bis sich durch Erreichung der richtigen Tiefen die Umrisse von selbst ergeben; in dieser Fertigkeit sind die italienischen Arbeiter unübertroffen. Dem Meister bleibt dann nur noch

die letzte Ausführung, und die Gefahr des Verhauens, dieses Geipent der Bildhauer, wird so auf das geringste Maß beschränkt.

Ab und zu hat aber einer doch noch die Kühnheit, die Gestalt ohne Vorbereitungen freihand aus dem Marmor herauszubringen, und es ist von ganz besonderem Reiz, dabei zuzusehen. Freier wird nur ihre Vorderseite nach wie eine Zeichnung sichtbar; allmählich, wie der Meißel in die Tiefe geht, scheint sie in einem Maßen zu stecken, der immer mehr abfällt, bis das Bild, der letzten Fessel ledig, frei heraustritt. Dann ist der letzte und höchste Zweck der ganzen mühsamen Marmorbrechung erreicht: die Geburt des Kunstwerks aus dem Steine.

Zu unsern Bildern.

Freilicher Humor und gemessene Satire sind das Gepräge des Prachtwerkes „Radlerei“, zu dessen Herausgabe hervorragende Künstler und Schriftsteller sich vereinigt haben (Wien, Kunstverlag Gerlach und Schenk). Was alles in seinem erstaunlichen Siegeszuge um die Welt das Fahrrad schon errungen hat, und welche größeren Triumphe ihm noch bevorstehen, hier sehen wir es in Wort und Bild nachdend veranschaulicht! Hat das Rad im Straßenverkehr schon große Ummüllungen hervorgerufen, so wird es ohne Frage sich noch weitere Gebiete bemächtigen, und hiernach wären dann viele veraltete Vorstellungen umzumodeln. Oretchen am Spinnrad wird ersetzt durch Oretchen am Zweirad, der alte Gerkönig hat den müden vierbeinigen Gaul durch das flotte Stahlross ersetzt, und auch Aurora legt nun ihre alltägliche anstrengende Reise auf dem bequemen Fahrrad zurück. In dieser und ähnlicher Weise reichen auf den vierzig Kunsttafeln Humor und Satire einander die Hand, und in sorgfältiger Weise erhalten die Abbildungen durch launige Gebrüchen ihre Erläuterungen. Wir gehen aus dem Werke den „Freisitzer“ wieder, der lehrt, daß es nicht unter allen Umständen gut ist, kein Radeln die Führung zu haben, und das „Moderne Turnier“.

Bild und Wort verkünden, wie der Ritter des kommenden Jahrhunderts

Wah den Zweikampf mit Weisheit führen auf dem Rabe Und des Gegners Feindmacht Treuen ohne Gnade.



Abd-er-Rahman, der Emir von Afghanistan.

Eine zoologische Merkwürdigkeit veranschaulicht N. Schmitzberger auf seinem Bilde „Dachle, verendetes Wild ansehend“. Weiter Grimbart stand bisher in dem Rufe, daß er verendetes Wild verschmähe, aber zu ihrem Ertraunen sollten der Künstler

und sein Weidgenosse erfahren, daß es nicht immer der Fall ist. In später Abendstunde schoß der letztere auf dem Anlande einen Rebhuhn, und das Dunkel verhielte, sofort dem flüchtig gehenden Wilde zu folgen. Bei der Suche am andern Morgen fand man nur traurige Ueberreste, und die zahlreichen Dabbspuren ließen keinen Zweifel über die Rißfährer.

Abd-er-Rahman, der Emir von Afghanistan.

Durch die Einmischung in die indischen Angelegenheiten hat der Emir von Afghanistan in neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf diesen morgenländischen Pufferstaat gelenkt. Zwischen Persien, Beludschistan, Englisch-Indien, der Bucharei und dem transkaspiischen Rußland gelegen, ist dieses asiatische Land vielleicht weniger bekannt als andere, doch ist es in strategischer Hinsicht stets wichtig gewesen und kann unter diesem Gesichtspunkt vielleicht noch einmal zu besonderer Bedeutung gelangen. Von Stämmen verschiedener Herkunft bewohnt, die sich jedoch meist zum jüdischen Mohammedanismus bekennen, steht Afghanistan an Ausdehnung nicht viel hinter dem Deutschen Reiche zurück. Seine Regierungsform ist die monarchisch-absolutistische. Sein Herrscher darf als der mächtigste mohammedanische Monarch in Asien angesehen werden. Der gegenwärtige Throninhaber, Abd-er-Rahman, ist seit 1880 an der Regierung. Er ist im Auslande erzoogen und stand früher unter russischem Einfluß, angeblich jedoch ist er der „Freund Englands“. Besonders ist er modernen europäischen Ideen zugänglich, die er auch im Lande zu verbreiten sucht, ohne jedoch dem Gewohnen und Aberglauben, zumal in Glaubenssachen, zu nahe zu treten. Abd-er-Rahman nimmt sich der Regierungsgeschäfte mit großem Eifer an. Ein Gichtleiden hat ihm das linke Bein gelähmt, weshalb er kein Gehen auf den Gebrauch von Krücken angewiesen ist. Sein Hofstaat ist nach orientischer Sitte ein ungewöhnlich großer; das ober- und das morgenländische Element finden sich darin in hunder Mischung nebeneinander.



Der Emir von Afghanistan und sein Hofstaat im Winterpalais zu Kabul.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird gratis nachgeliefert. — Druckverwalter: Hermann Spangenberg in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Weber Land und Meer

№ 10.

Aus Zeit und Leben.

Das Schwarze Aluminium-Luftschiff.

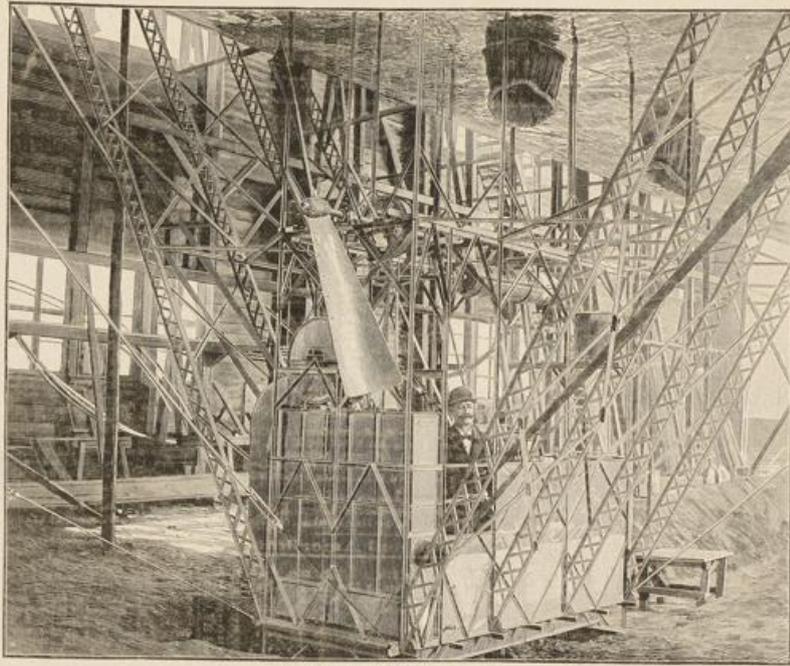
Mit Mitteilungen und Momentaufnahmen der Königl. Luftschiffabteilung.

Der Verlauf der ersten Probefahrt, die am 3. November von Tempelhof her bei Berlin aus unter Leitung der Offiziere der Königlich preussischen Luftschiffabteilung mit dem Schwarzen Luftschiff vorgenommen wurde, wäre wahrscheinlich ein anderer gewesen, wenn der Gründer und Erbauer des Schiffes, der leider zu früh verstorbene Ingenieur David Schwarz aus Agram, selbst in der Gondel geistes hätte. Die Tagespreise hat die unglückliche, aber durchaus nützliche Art und Weise der Verbindung des Schiffes viel zu sehr betont, ohne die Ursachen derselben in genügender Weise hervorzuheben, während mit dem ersten Aufstieg trotz seines programmwidrigen Endes thätiglich fast alles bewiesen wurde, was der Gründer dazutun sich anstrengt gemacht hatte. So lautet auch das sachmännliche Urteil, das erst nachträglich gefällt werden konnte. Mechnischegerwerke hatten auch die Offiziere der Luftschiffabteilung es Schwarz niemals glauben wollen, daß sein Schiff genug Hebevermögen würde, um neben der Last des Motors auch noch Personen zu tragen. Man meinte, daß selbst wenn die überaus schwierige Aufgabe der Füllung des Ballons mit reinem Wasserstoffgas nach der gleichfalls von Schwarz erdachten Methode gelangen sein sollte, das Schiff sich dennoch als zu schwer gebaut erweisen würde. Die Frage der Verfahrbarkeit trat darüber mehr in den Hintergrund. Als nun Schwarz von einem plötzlichen Tode ereilt worden war, wäre sein Werk wahrscheinlich vergebens gewesen, wenn nicht seine Witwe mit bewundernswürdiger, in dem unerschütterlichen Glauben

an das Gedeihen ihres Mannes unerschütterliche Heftigkeit die Verwirklichung betrieben hätte. Frau Schwarz erwirkte vom Kriegsminister die Erlaubnis, einen Aufstieg des unter militärischem Schutz im Luftschiffpark befindlichen

Erleuchtung des Landes alles davon zu entfernen trachtete, was überflüssig schien. Dazu gehörten leider auch die von Schwarz angebrachte Vorrichtung zum Festhalten der Treibriemen für die Windmoleken, die zur Regulierung des Abfluges konstruierte, unter der Gondel horizontal befindliche Manöverriemen und die zur Abminderung des Aufstieges beim Landen gedachte Verlängerung der vier Äste der Gondel. Es ist nun eine Thatsache, daß allein durch das Abrücken der Treibriemen während der Fahrt das Schiff heuerlos wurde, und daß dadurch der mutige, aber durchaus unerfahrene, das Werk in seiner Weise beherrschende junge Mann, der in Ermangelung eines besseren Kapitäns für den Aufstieg genommen worden war, den Kopf verlor, so daß er, anstatt mit der hinteren Windmoleke allem weitzuarbeiten und ruhig, wie mit einem Freiballon, sich dem Winde anzupassen, das Ventil ganz und gar öffnete und so ein jähes Sinken verurteilte. Das Fehlen der Manöverriemen und der Verlängerung der Gondel machte den Aufstieg vollends in einem so heftigen, daß das kostbare Luftschiff in ein Wrack verwandelt wurde.

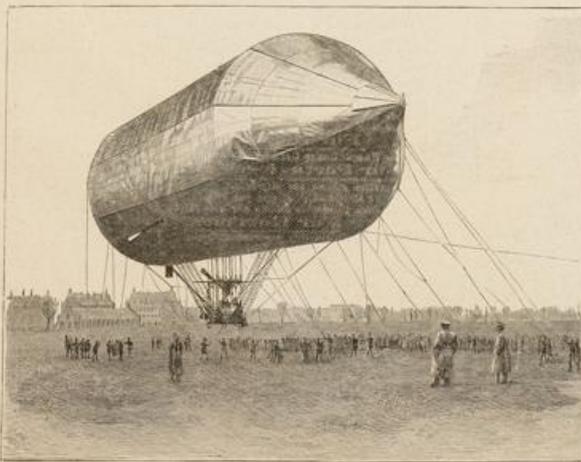
Was die beste Hebeverkraft betrifft, so zeigte sich ungelebrt, daß das Schiff einen für keine leichte Belastung viel zu starken Antrieb hatte. Es hätte nicht nur die unglücklicherweise entfernten Teile, sondern statt einer Person deren drei oder vier nicht viel mehr Platz, als es mitnahm, tragen können. Die Berechnungen des Gründers erwiesen sich als durchaus richtig. Des weitern wurde bewiesen, daß sich der Ballon mit der Schwarz'schen Methode vollkommen füllen läßt, was gleichfalls von vielen vorher für unmöglich erklärt worden war. Endlich wurde auch die Verfahrbarkeit demonstriert. Das Schiff überwand trotz seiner riesigen Oberfläche



Das Aluminium-Luftschiff vor dem Aufstieg.

Schiffes herbeizuführen, und fand dabei lebhaftest Unterstützung seitens der Offiziere der Abteilung. Was sie aber nicht bewerkstelligen konnte, das war der Zweifel an der Hebeverkraft des Schiffes. Dabei kam es, daß man zur größtmöglichen

behalten, daß sich der Ballon mit der Schwarz'schen Methode vollkommen füllen läßt, was gleichfalls von vielen vorher für unmöglich erklärt worden war. Endlich wurde auch die Verfahrbarkeit demonstriert. Das Schiff überwand trotz seiner riesigen Oberfläche



Das Aluminium-Luftschiff, von Pionieren gehalten.

1898 (No. 79).



David Schwarz.

Das Aluminium-Luftschiff in 250 Meter Höhe.

den Widerstand eines Windes von 7,5 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde, als es noch gefestigt war und der Motor nur mit halber Kraft arbeitete. Ferner richtete es sich in einer Höhe von 250 Metern gegen den dort bedeutend stärkeren Wind auf und leitete gegen ihn eine Vorwärtsbewegung ein, die dann aber durch das Herabfallen eines Treibriemens unterbrochen wurde, worauf dem Schiff von seinem Veler in der oben erwähnten Weise sein unverletztes Schicksal bereit wurde. Das die Konstruktion des Schiffes als eine richtige und praktisch anwendbare erachtet wird, dürfte daraus hervorgehen, daß die Offiziere der Luftschifferabteilung Frau Schwarz und die sie interessierenden Freunde dazu ermuntert haben, sofort mit dem Bau eines neuen Schiffes zu beginnen, welche bereits wiederum der militärische Schiffsgesellschaft in Abgesehen von den Treibriemen, die aus Leder, und den einzigen Blind liegenden Lagerbüchsen, die aus Messing sind, ist aber nur der ganze mächtige Bau aus Aluminium hergestellt. Was

das bedeutet, mag man aus dem Umfang und dem Gewicht erkennen. Der Schiffskörper war 41 Meter lang und maß 14 Meter im Höhendurchmesser und 13 Meter im Querdurchmesser. Sein Rauminhalt betrug 3250 Kubikmeter, und das ganze Schiff mit Gondel und allem Zubehör wog 2000 Kilogramm. Der Hauptwert der Schwarzigen Konstruktion liegt in der starren Verbindung zwischen Gondel und Schiffskörper.

Silberträfel.

Des Meisters Sohn sag in die Welt
Zum Studium an dem Cuell der Kunst.
„O, daß der Himmel dich gedeite
Und die erteile kein Kunst!
Gins Reich die Treue meiner Lehren
Und unter großen Meißer Raum.“
Der Sohn hielt Wort und kam zu Gehen,
Blind er sein Rann, sein Ganges auf.

Ramenräffel.

A d e l g u n d o
G e r t r u d e
G e n o v e f a
L u d m i l l e
A d e l h e i d
B r u n h i l d e
V a l e n t i n e
F r a n z i s k a
M a r g a r e t e

Die vorbenannten weiblichen Nomen sind je untereinander zu reihen, daß der erste Buchstabe des ersten, der zweite des zweiten u. s. weiter wieder einen weiblichen Nomen ergeben.

Anfänger der Nätelarbeiten in Nr. 8:

Des Vorkräftels: Die Quante.
Des Ergänzungskräftels: Kinder - Hut - Gürtler
- Out - Stern - Kist - Kette - Bild.
Des Hauptkräftels: Raun - Raun - Bild (Guldspeigel) -
- Bild - Bild - Bild - Mantille - Knüllen.

Ueber Land und Meer Photographien für „Ueber Land und Meer“-Abonnenten.

Zur Beachtung!

Mit zeitraubende Korrespondenzen zu vermeiden, bitten wir, den Photographien, denen eine Jahreszahl 1892, 1893, 1894, 1895, 1896 oder 1897 aufgedruckt oder eingedrückt ist, die Erklärung teilens des Bestellers beizufügen, daß das Recht der Vervielfältigung dem Photographen nicht ausdrücklich übertragen wurde.

Bis heute wurden bestellt von 1473 Einsern 2402 Dugend

Wir bitten, die Angaben in Nr. 1, 5 und 8 von „Ueber Land und Meer“ nachzulesen.

in Summa 28824 Stück.

Stuttgart, den 17. November 1897,
Redaktion 12123, abends 6 Uhr.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Ausverkauf in Seide zu Blousen und Roben — ab Fabrik! —

in jedem beliebigen Längemaß an Private zollfrei ins Haus.

- Ca. 300 Stück Doppel-Foulard-Seide Mk. 1.10
- „ 200 Stück schwarze Damast-Seide Mk. 1.85
- „ 200 Stück schwarze Armée Royale und Merveilleux Duchesse Mk. 2.20
- „ 700 Stück verschiedene Posten in 1-, 2- u. 3-farb. Seiden-Damasten, Ball- u. Gesellschaftszeiten etc.

Muster umgehend.

Zürich.

G. Henneberg's
Seiden-Fabrik.

Verlag von Julius Groos in Heidelberg. Methode Gaspey-Otto-Sauer zur Erlernung der neueren Sprachen.

Die Lehrbücher der Methode Gaspey-Otto-Sauer haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte einen Weltruf erworben, je mehr die Erlernung der neueren Sprachen ein unabweisbares Erfordernis des modernen Lebens wurde. Ihre Vorträge bestehen neben billigen Preis und guter Ausstattung in der glücklichen Verbindung von Theorie und Praxis, in dem klaren wissenschaftlichen Aufbau der eigentlichen Grammatik, verbunden mit praktischen Sprechübungen, in der consequenten Durchführung der hier nun erstmalig klar erfassten Aufgaben, des Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen und schreiben zu lehren. Dieser neuen Methode verdanken die Gaspey-Otto-Sauer'schen Lehrbücher ihren Erfolg gegenüber den meisten anderen Grammatiken, die entweder mit der theoretischen Darlegung der grammatischen Formen sich begnügen und den Schüler mit einem Wust der entlegenen, nie zur Anwendung kommenden Vorgehensregeln und

Ausnahmen quälen, oder welche, in das andere Extrem umschlagend, ihn lediglich zum Heranzogen einiger Umgangssprachen abrichten, ohne ihm den Geist der fremden Sprache erfassen zu lassen. — Die neuen Auflagen werden unabhängig verbessert und auf der Höhe des Sprachstudiums erhalten. Die Vorträge der Methode Gaspey-Otto-Sauer'schen Lehrbücher wird auf das evidenteste erwiesen durch das Urteil der Kritik, durch die zahllosen bis jetzt erschienenen Auflagen, und selbst durch die vielfach und immer von neuem versuchten Plagiate, Nachdrucke und Nachahmungen solcher, die sich gegen mit fremden Federn schmücken und nicht einmal die Quelle nennen. Die nach der M. G.-O.-S. bearbeiteten Lehrbücher entsprechen auch den Anforderungen der preussischen Lehrpläne für höhere Schulen vom 6. Januar 1892. Dem die Hauptpunkte, die darin S. 40

„Mit jeder neueren Sprache gewinnt man eine neue Seele.“ Karl V. Die Methode betont, namentlich das frühzeitige Einführen in die Konversation, das Ausgehen von dem Naheliegenden, Vermeidung der im täglichen Verkehr vorkommenden Wörter und Redensarten, sowie die Beschränkung der grammatischen Regeln auf das Notwendigste, haben in diesen Büchern seit ihrem Bestehen vorzugsweise Berücksichtigung gefunden. (Nicht nur die weit verbreitete, sondern auch das mit Konsequenz und Geschick durchgeführte Prinzip, von der ersten Lektion Grammatik elementar in dialogischer Form aufzutreten zu lassen und so die Sprach- und Sprechfertigkeit systematisch zu entwickeln, bestimmen den Wert dieser Bücher. Wendt's Encyclopädie 1893.) Die Schlüssel zur englischen, französischen und italienischen Grammatik werden nur an Lehrer und zum Selbstunterricht abgegeben.

Für Deutsche, Dänisch:		Für Engländer und Amerikaner.		Für Franzosen, Deutsch:	
Dänische Konversations-Grammatik v. E. Wied	geb. M. 4.50	German Conversation-Grammar by Otto.	26. Edit. geb. M. 3.—	Grammatica tedesca di Sauer-Ferrari.	5. Edit. geb. M. 3.50
Schlüssel dazu v. C. Wied	kart. M. 1.50	Key to the German Convers.-Grammar by Otto.	18. „ kart. M. 1.50	Chiave della Grammatica tedesca di Sauer-Ferrari.	kart. M. 1.50
Englische Konversations-Grammatik v. Gaspey	22. Aufl. geb. M. 3.50	Scipion. Exercises to the Germ. Grammar by Otto.	2. „ geb. M. 1.00	Grammatica elementare italiana di Patin.	15. Edit. geb. M. 4.—
Schlüssel dazu v. Knapp (N. J. Lehrer u.z. Selbststud.)	2. „ kart. M. 1.50	Elementary German Grammar by Otto.	8. „ geb. M. 1.—	Chiave de Grammatica italiana di Patin-Privat.	kart. M. 1.50
Englisches Konversations-Lesebuch v. Gaspey.	5. „ geb. M. 3.25	First German Book by Otto.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare francese di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Englisches Gespräch v. Knapp.	4. „ geb. M. 1.80	German Reader I. part. by Otto.	4. „ geb. M. 1.—	Grammatica elementare portug. di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine engl. Sprachlehre v. Otto-Knapp.	4. „ geb. M. 1.00	German Reader II. part. by Otto.	4. „ geb. M. 1.—	Grammatica elementare russa di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Materialien z. Übers. I. Englische v. Otto.	2. „ geb. M. 1.80	German Reader III. part. by Otto.	7. „ kart. M. 2.40	Grammatica elementare spanisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Englische Chrestomathie v. Sapp-Bright.	5. „ geb. M. 3.25	Materials French, Germ., Engl. by Otto-Wright.	2. „ kart. M. 2.40	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
„The Guardian“. Ein engl. Lesebuch v. Kärrel.	2. „ geb. M. 0.60	Key to the Materials I. by Otto.	2. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Englische Handelskorrespondenz v. Arnst.	2. „ geb. M. 2.—	Materials for transl. Engl. I. Germ. II. by Otto.	2. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Fransösische Konversations-Grammatik v. Otto.	25. „ geb. M. 3.50	German Dialogues by Otto.	3. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Knapp (N. J. Lehrer u.z. Selbststud.)	3. „ kart. M. 1.50	Accidence of the Germ. language by Otto-Wright.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Frans. Konversations-Lesebuch I. v. Otto.	3. „ geb. M. 2.80	German and English Idioms by Knapp.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare niederländisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Frans. Konversations-Lesebuch II. v. Otto.	4. „ geb. M. 2.80	French Conversation-Grammar by Otto.	11. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Frans. Konv.-Leseb. I. Mündl.-Sch. I. v. Otto-Knapp.	2. „ geb. M. 2.40	Key to the French Convers.-Grammar by Otto.	6. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare russisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine Fransösische Sprachlehre v. Otto.	6. „ geb. M. 1.50	Elementary French Grammar by Wright.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Fransösische Gespräche v. Otto.	6. „ geb. M. 1.80	Materials for transl. French into French by Otto.	4. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Fransösisches Lesebuch v. Sapp.	10. „ geb. M. 2.80	French Dialogues by Otto-Knapp.	4. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Italienisch:		Italian Conversation-Grammar by Sauer.	6. „ geb. M. 3.—	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Italienische Konversations-Grammatik v. Sauer.	10. „ geb. M. 3.50	Key to the Italian Convers.-Grammar by Sauer.	3. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Knapp (N. J. Lehrer u.z. Selbststud.)	3. „ kart. M. 1.50	Elementary Italian Grammar by Sauer.	5. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare niederländisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Italienisches Konversations-Lesebuch v. Sauer.	4. „ geb. M. 3.00	Italian Reader by Cattaneo.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Italienische Chrestomathie v. Cattaneo.	4. „ geb. M. 2.40	Italian Dialogues by Belli.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine italienische Sprachlehre v. Sauer.	6. „ geb. M. 1.80	Dutch Conversation-Grammar by Valette.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Italienische Gespräche v. Sauer-Böttl.	6. „ geb. M. 1.80	Key to the Dutch Convers.-Grammar by Valette.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Übungsaufgabe z. Übers. I. Italien. v. Lardell.	2. „ geb. M. 1.50	Dutch Reader by Valette.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Neugriechisch:		Russian Conversation-Grammar by Belli.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Neugriechische Konversations-Grammatik v. Petraris	10. „ geb. M. 6.—	Key to the Russian Convers.-Grammar by Belli.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Petraris.	10. „ kart. M. 2.—	Elementary Russian Grammar by Belli.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Niederländisch:		Spanish Conversation-Grammar by Sauer.	5. Edit. geb. M. 5.—	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Niederländische Konversations-Grammatik v. Valette.	10. „ geb. M. 4.50	Key to the Spanish Convers.-Grammar by Sauer.	3. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Valette.	10. „ kart. M. 1.50	Elementary Spanish Grammar by Patin.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Niederländisches Konversations-Lesebuch v. Valette.	10. „ geb. M. 2.80	Spanish Reader by Sauer-Knapp.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine niederländische Sprachlehre v. Valette.	10. „ geb. M. 1.80	Spanish Dialogues by Sauer-Knapp.	2. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Polnisch:		Grammaire allemande par Otto.	15. Edit. geb. M. 4.—	Grammatica elementare niederländisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Polnische Konversations-Grammatik v. Biehrkiewicz.	10. „ geb. M. 4.00	Corrigé des thèmes de la Gramma. allem. par Otto.	5. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Biehrkiewicz.	10. „ kart. M. 1.50	Petite Grammaire allemande par Otto.	7. „ geb. M. 2.—	Grammatica elementare russisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Portugiesisch:		Leçons allemandes I. partie par Otto.	3. „ geb. M. 2.40	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Portugiesische Konversations-Grammatik v. Sauer-Kordig.	10. „ geb. M. 4.50	Leçons allemandes II. partie par Otto.	3. „ geb. M. 2.40	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Sauer-Kordig.	10. „ kart. M. 1.50	Leçons allemandes III. partie par Otto.	2. „ geb. M. 2.40	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine portug. Sprachlehre v. Otto-Kordig.	10. „ geb. M. 1.80	Conversations allemandes par Otto.	4. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Russisch:		Grammaire anglaise par Sauer-Kerr.	1. „ geb. M. 4.—	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Russische Konversations-Grammatik v. Fuchs.	3. „ geb. M. 3.—	Corrigé des thèmes de la Gram. angl. par Sauer-Kerr.	3. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Fuchs.	3. „ kart. M. 2.—	Petite Grammaire anglaise par Sauer.	3. „ geb. M. 2.—	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine russische Sprachlehre v. Belli.	3. „ geb. M. 1.50	Leçons anglaises par Sauer.	2. „ geb. M. 2.—	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Belli.	3. „ kart. M. 0.80	Conversations anglaises par Sauer.	2. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Spanisch:		Grammaire italienne par Sauer.	8. „ geb. M. 4.—	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Spanische Konv.-Grammatik v. Sauer-Kappert.	7. „ geb. M. 4.80	Corrigé des thèmes de la Gram. ital. par Sauer.	5. „ kart. M. 1.50	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Kappert.	7. „ kart. M. 1.50	Petite Grammaire italienne par Belli.	3. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Spanisches Lesebuch v. Sauer-Knapp.	7. „ geb. M. 3.00	Chrestomathie italienne par Cattaneo.	2. „ geb. M. 2.40	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine spanische Sprachlehre v. Sauer-Knapp.	7. „ geb. M. 1.80	Conversations italiennes par Belli.	2. „ geb. M. 1.80	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Spanische Gespräche v. Sauer.	7. „ geb. M. 1.80	Grammatica rumänica di Patin.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare dänisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Spanische Redens-Liste v. Sauer-Kordig.	7. „ kart. M. 1.60	Elemente de Grammatica rumänica di Patin.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Türkisch:		Conversations rumänica di Patin.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare ungarisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Türkische Konversations-Grammatik v. Jellitschka.	10. „ geb. M. 8.—	Elemente de Grammatica germana di Leib.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare polnisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Schlüssel dazu v. Jellitschka.	10. „ kart. M. 3.—	Conversations germana di Leib.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare portugiesisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Kleine ungarische Sprachlehre v. Knapp.	10. „ geb. M. 2.—	Elemente de Grammatica francesca di Leib.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare griechisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—
Vollständige Verzeichnisse, auch für Engländer und Amerikaner, Franzosen, Griechen, Italiener, Niederländer, Portugiesen und Brasilianer, Rumänen, Spanier, auf Verlangen gratis und franko.		Grammatica elementare dänisch di Leib.	8. „ geb. M. 1.50	Grammatica elementare türkisch di Patin-Privat.	geb. M. 2.—

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von Julius Groos Verlag in Heidelberg.